GS
6415.

Reise

nach

Oesterreich

im Sommer 1831,

von

Wolfgang Menzel.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1832.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Vorwort.

Oesterreich gleicht seiner Donau. Obgleich dieser Strom, den übrigen europäischen Flüssen zum Trotz seinen Lauf rückwärts nimmt, kommen seine Gewässer durch das schwarze und Mittelmeer am Ende doch auch ins atlantische Meer. Es soll mir zum großen Vergnügen gereichen, wenn die folgenden Blätter etwas dazu beitragen, die Vorurtheile zu zerstreuen, welche man im übrigen Deutschland noch so häufig gegen die Oesterreicher hegt. Dieses kern- gesunde und liebenswürdige Volk steht jetzt genau auf der Stufe, auf welcher es Jo- seph II gern haben wollte, es ist nach und nach und wie von selber josephinisch gewor- den, und die Aufklärung hat in Oesterreich weit größere Fortschritte gemacht, als man gewöhnlich glaubt, oder zu sagen wagt. — In den äußern, minder bevorzugten Pro-

vinzen ist Erfahrung und Bedürfniß; in der glücklichen Mitte des Reichs ist Lectüre und wissenschaftliche Bildung die Lehrmeisterin gewesen, deren Unterricht weder Censur noch geheime Polizei gehemmt haben. Ich gestehe, daß mir Bemerkungen dieser Art wichtiger waren, als das schadenfrohe Aufspüren längst schon von hundert Schriftstellern ins Brandschwarze gemalter Schattenseiten des Stock- und Stockungsystems.

Wenn man die himmelhohen Alpen und die reichen Fruchtgelände der Donau im Sonnenglanze sieht, und sich in das fröhliche Gewimmel des kräftigen und schönen Volkes mischt, und zugleich überall auf unterrichtete und denkende Köpfe und feingebildete Männer trifft, so wird man mit Liebe und Achtung für das herrliche, unerschöpflich reiche Land und Volk erfüllt, und man freut sich an dem Gedanken, daß diese gesunde Kraft durch nichts abgenützt werden kann.

Inhalt.

Seite

Erstes Capitel.

Veranlassungen zur Reise. – Stuttgart. – Rosenstein. – Kannstadt. – Eßlingen. – Göppingen. 1

Zweites Capitel.

Burgau. – Augsburg. – München. – Novantike Kunst. – Die Medusa. – Demoiselle Schechner. 24

Drittes Capitel.

Deutsche Universitäten. – Naturphilosophie. – Görres. – Oken. 42

Seite

Viertes Capitel.

Wasserburg. — Traunstein. — Die österreichische Gränze. — Betrachtungen über Deutschland. 69

Fünftes Capitel.

Salzburg. — Der Untersberg. — Das Schloß. — Der Kapuziner. — Steinbühler. — Die Kärnthner-Alpen. — Die schönen Linzerinnen. — Das Donauthal. 95

Sechstes Capitel.

Wien. — Die Stadt. — Die Menschen. — Physiognomien. — Das Wohlleben. . . . 121

Siebentes Capitel.

Episodische Bemerkung über Proletairs und St. Simonianer. 156

Achtes Capitel.

Berühmte Männer. — Joseph von Hammer. — Montbel. — Graf Mailáth. — Die Wiener Dichter. 148

Seite

Neuntes Capitel.

Littrow. — Die Sternwarte. — Betrachtungen über die Gestirne. 172

Zehntes Capitel.

Bibliothek. — Ambraser Sammlung. — Kaiserlicher Schatz. — Antiken-Sammlung. — Aegyptische Sammlung. — Naturaliencabinet und brasilianische Sammlung. 218

Eilftes Capitel.

Ueber den Orden des goldenen Vließes. . . . 251

Zwölftes Capitel.

Theater. — Burgtheater. — Schreyvogel. — Demoiselle Peche. — Seydelmann. — Theater am Kärnthertbor. — Demoiselle Fanny Elsler. — Theater an der Wien. — Leopoldstädter Theater. 258

Dreizehntes Capitel.

Wiens Umgebungen. — Der Prater. — Schönbrunn. — Tivoli. — Das Krapfenwäldchen. — Baden. — Erinnerungen an Polen. . . . 278

Seite

Vierzehntes Capitel.

Abschied von Wien. — Cholera-Schrecken. — Salzburg. — Das Grab des Paracelsus. — Die Maultasche. — Heimkehr nach Schwaben. 295

Schluß-Capitel.

Geometrische Berechnung der Zukunft. . . . 309

Erstes Capitel.

Veranlassungen der Reise. — Stuttgart. Rosenstein. — Kannstadt. — Eßlingen. — Göppingen. —

Ueber meinem kritischen Eifer gegen die deutsche Gelehrtenpedanterei war ich nahe daran, selbst hinein zu fallen; wenigstens mußte mich erst eine ernsthafte Krankheit zu Anfang des Jahres 1831 daran erinnern, daß ich zu viel und zu lange hinter dem Schreibpult gestanden. Ich schämte mich, daß mein Körper klüger gewesen seyn sollte, als mein Geist; allein der Mensch ist einmal so, und anstatt der Stimme des Gewissens, die im Körper liegt, anstatt den allerunterthänigsten Einwendungen des repräsentativen

Körpers Gehör zu geben, ist er gern dessen Tyrann, und muthet ihm mehr zu, als er ertragen kann. Der Arzt, ein Allöopath, verbot mir die Bücher und die Feder, die mich krank gemacht, und befahl mir eine Erholungsreise, wobei ich alle geistige Anstrengung möglichst vermeiden sollte. Wohin nun? frug ich mich.

Ich soll nicht denken. Aber wo in aller Welt denkt man nicht? In Oesterreich, flüsterte mir mein guter Genius zu. Hatte ich nicht hundertmal gelesen, daß in Oesterreich das Denken verboten sey, und hatte ich mich eben deßhalb nicht immer vor Oesterreich gefürchtet? War mir nicht als Knabe, da ich einmal nach Böhmen gerieth, angst und bange geworden, daß schon der Gedanke, hier nicht denken zu wollen, mir den Kopf kosten könnte? Wo konnte mir nun besser geholfen werden, als in Oesterreich? Ich durfte mir ganz dreist in den Paß setzen lassen, daß ich nur reise, um nicht zu denken. Ich reiste also mit einer Sicherheit und mit einem Wohl-

behagen nach Oesterreich, das nur ein Oesterreicher selbst empfinden kann. Ich war zum erstenmal in meinem Leben stolz auf Gedankenleere, und bemerkte nicht ohne Erstaunen, daß dieser Stolz weit mehr schmeichelt und weit glücklicher macht, als der Stolz auf das Gegentheil, auf die Gedankenfülle. Nie war mir wohler als in dieser Entäußerung des Geistes, und ich schmeckte einige Tage lang die unaussprechliche Wollust der mystischen Geistestödtung. Aber ach, es war eine bloße Täuschung, denn wie ich über die k. k. Gränze kam, fand ich zu meinem Schrecken, daß man dahinter so gut denke, wie davor, und daß die Gränzen des Denkens nirgends sind, wie die des Raums.

Die Sache war indeß einmal geschehn, und das Denken folgte mir, wie dem Horaz die Sorge, überall nach, wobei ich es als eine besondere Gnade der Vorsehung ansehe, daß ich dennoch vollkommen geheilt nach Hause kam, wie denn oft die bloße Einsicht in die

Nutzlosigkeit einer Arznei die Wirkung derselben hervorbringt.

Ich verließ Stuttgart am 21 Junius 1831, welches zufällig mein drei und dreißigster Geburtstag war. Stuttgart, wo ich mich nach langen Irrfahrten vor acht Jahren bürgerlich niedergelassen, wird von den Reisebeschreibern gewöhnlich nur im Vorbeigehen erwähnt, bietet aber dem Einheimischen weit mehr Reize dar, als dem Fremden. Um sich mit dem Schwabenland und Schwabenvolk recht innig zu befreunden, muß man es erst genauer kennen, und mit ihm vertraut werden, denn ungleich den glänzenden Rheinlanden, gewinnt es durch längere Bekanntschaft, indem seine Schönheit erst nach und nach mehr hervortritt. Wie die lieblichsten Thäler der rauhen Alp und des Schwarzwaldes, so liegen auch die Gemüthsreize des Volks in bescheidener Verborgenheit; aber die Liebe, die hier nur durch Dauer gewonnen wird, wird auch durch Dauer belohnt.

Stuttgart hat eine sehr anmuthige Lage, weniger in der Mitte als am Ausgange eines Bergkessels, der gegen die Stadt in unzähligen, mit Wein üppig bepflanzten Terrainwellen convertirt, wie eine Venusmuschel.

Dieser Bergkessel öffnet sich nordöstlich gegen das Neckarthal, und der Raum zwischen der Stadt und dem Neckar ist durch die königlichen Anlagen und das Lustschloß Rosenstein sehr verschönt. Nur an lebendigem Wasser mangelt es. Stuttgart gehört in die Kategorie der neuen Residenzstädte, die ohne alle Rücksicht auf ihre mercantilische oder militärische Lage aus ländlichen Fürstensitzen nach und nach zu großen Städten erweitert worden sind. Es kann weder Handelsplatz seyn, weil es kein Wasser und nur beschwerliche Bergstraßen hat; noch ein Waffenplatz, da es ringsum von den Bergen occupirt wird. Weit günstiger liegt eine Stunde davon Kannstadt am schiffbaren Neckar, und im Durchschnittpunkte großer Heer- und Handelsstraßen.

Der Weg nach Kannstadt führt an dem neuen Lustschlosse Rosenstein vorüber. Dasselbe liegt auf einem künstlich abgerundeten Hügel, nur leider etwas zu vertieft, so daß es von unten aussieht, als ob es halb in die Erde gesunken wäre. Auch hat das Gebäude selbst von außen ein etwas zu massives Ansehn, die Masse des Steins herrscht zu sehr vor, und der Geist der Form hat das Material nicht genug überwunden. Das Innere aber ist sehr reich decorirt, und die Aussicht in das Neckarthal ausnehmend reizend.

Ich fuhr dieses Thal aufwärts, dem gegenüber liegenden Kannstadt vorbei, nach Eßlingen. Das Thal ist zu beiden Seiten von Weinbergen umringt. Auf einem derselben stand einst das alte Stammschloß Würtemberg, die Wiege des königlichen Hauses, an dessen Stelle jetzt das Grab der verewigten Königin Katharina steht.

Man kommt bei der anmuthig gelegenen Stutterei Weil vorüber nach Eßlingen, der

alten Reichsstadt, die manche harte Fehde mit Würtemberg bestand, jetzt aber eine ziemlich herabgekommene Provinzialstadt ist. Ihre größte Zierde ist die sehr romantisch an einen hohen Weinberg sich lehnende Liebfrauenkirche, zwar klein, doch vollendet und im besten gothischen Geschmacke gebaut. Die gebrochene Arbeit des ganz durchsichtigen Thurms besteht aus lauter vielfach verschlungenen Rosen, Kreuzen und Herzen. Im Innern ist sie durch modernen Ungeschmack bunt ausgepinselt, was indeß dem harmonischen Eindrucke des edlen Säulenwaldes kaum Eintrag thut.

Von Eßlingen bis Göppingen ist die Gegend nicht mehr interessant. Doch gewährte es mir eine angenehme Unterhaltung, auf Feldern und Wiesen die üppige Flora dieser Jahrszeit zu betrachten. In jeder Woche zieren die Fluren andere Blumen, geht diese ein, jene auf. Alexander von Humboldt hat zuerst auf den malerischen Geschmack der Natur aufmerksam gemacht, mit welchem sie

unter allen Zonen gewisse Bäume, Sträuche, Blumen und Kräuter als ein schönes, in sich harmonisches Ganzes, zusammengruppirt. Dasselbe geschieht aber nicht nur dem Raume, sondern auch der Zeit nach. Flora wandelt in einem ewigen Regenbogen durch die Natur. Im ersten Frühlinge streut sie die weißen Blumen und Blüthen aus, in denen noch des Winters Schneeglanz blinkt; dann im Mai schmückt sie das tiefere Grün der Wiesen mit gelben Sternen und Dolden; im Junius bricht das milde Roth der Rosen auf, und das brennende der Lilien, Benonien und des Feldmohns; dann folgt im Julius der blaue Flor des Flachses, der Kornblumen und unzähliger Feld= und Waldblumen; im August aber vermischt sich Roth und Blau in dem Purpur und tiefen Violet der Astern, Thalien und Herbstrosen, bis alle diese Farben in dem Braun der fallenden Blätter unter=gehn.

Eine Antike seltsamer Art störte mich in

meiner Naturbetrachtung. Es begegnete mir nämlich ein Wiedertäufer, wie man da in der Gegend einige sieht. Sie erinnern mit ihren Bärten an die ferne Vorzeit, deren Reliquien sie sind, denn sie schreiben sich noch von den Zeiten her, die der Reformation vorhergingen, und haben alle Katastrophen derselben überlebt. Man duldet und achtet sie, da ihrer nur wenige sind, und da sie einen exemplarischen Wandel führen. Es gibt überhaupt in Schwaben wie in der Schweiz sehr viele, obwohl sehr von einander verschiedene Sectirer, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß in der Schweiz mehr die praktische Schwärmerei und der Gefühlspietismus, in Schwaben mehr die tiefsinnige, den Verstand beschäftigende Mystik zu Hause ist.

In Göppingen fiel mir an der Table d'hote ein hagerer ältlicher Mann auf, der mit unbeschreiblicher Seligkeit im Blicke dasaß, obgleich die steinernen Falten seines Amts- und Schulgesichts seit einem Menschen-

alter jeder Freude abgestorben schienen. Der gute Mann verhehlte mir die Ursache seiner heutigen Wonne nicht. Sein Sohn hatte das Examen glücklich bestanden, zu dem er ihn von Kindesbeinen an vorberitet, und er gestand, daß ihm nun erst zum zweitenmal recht wohl in der Welt sey: das erstemal sey dieß bei seinem eigenen glücklichen Examen der Fall gewesen, aber in der ganzen langen Zwischenzeit, zwanzig Jahre vor seinem eigenen und wieder zwanzig Jahre vor dem Examen seines Sohnes, habe ihn eine unablässige Angst vor diesem Examen gequält, eine Angst, die auf seinem Gesichte in tiefen Zügen sich verewigt hatte.

Mir fiel dabei sogleich ein, was Paulus bei Gelegenheit der Seherin von Prevorst gesagt hat: „Bei der wiederholten Voraussetzung dieser Seherin, daß in dem Zwischenreiche so fleißig Schule gehalten und gelernt wird, freut es mich recht sehr, in der Seherin eine ächte würtembergische Landsmännin zu

erkennen. Würtemberg hat das wichtige Verdienst, seit der Reformation einen sehr lernfleißigen Schulunterricht von der niedersten bis zur höchsten Stufe eingeführt zu haben. Daran erkenne ich denn die Würtembergerin, daß sie auch die künftige Welt sich nicht anders als wie ein Schulhalten mit unzähligen Schülern und Schülerinnen vorstellen konnte."

Man findet dieses Urtheil bestätigt, wenn man im Schwäbischen Merkur vom 3 August 1831 wörtlich folgende Todesanzeige lieset:

„Am 26 Julius nahm Gott unsern geliebten N. N., Zögling des Schullehrer-Seminars in Eßlingen, in seine höhere himmlische Bildungsanstalt auf." Und vom 19 September. „Das jüngste unserer lieben Kinder, Friederike, hat der Kinderfreund Jesus in die himmlische Erziehung abgerufen." —

Gewiß, der Geist, der in Würtemberg vorherrscht, ist nicht der frivole Geist des

Genusses, sondern der strenge Geist der Arbeit. Der Fremde erstaunt über den unermüdlichen Fleiß des Landmannes auf den Feldern, über die von Arbeit abgehärteten, nicht selten abgezehrten Gestalten, über den Anblick von schon erschöpften Greisen, die dennoch mit schweren Lasten über Feld gehn, und von unreifen Kindern, die sich schon an gleiche Lasten gewöhnen. Er erstaunt nicht minder über die Geschäftigkeit der Bürger, über den Mangel an Pflastertretern und Müßiggängern, über die Bescheidenheit der Sonntagsfreuden, über die verhältnißmäßige Einsamkeit der öffentlichen Vergnügungsörter. Jenes Dolce far niente, und jene laute Volkslust, wie am Rhein, in Franken und Bayern, findet man in Würtemberg nicht. Am wenigsten aber gleicht der ernste, anständige und genügsame Würtemberger dem immer lustigen und behaglich genießenden Oesterreicher. Dieser ernste Charakter zeigt sich auch in den höher gebildeten Kreisen, in

der gelehrten Welt. Tiefsinnige Denker und Dichter, gründliche Fachgelehrte bringen den Ruhm Schwabens auf die Nachwelt; aber die belletristischen Eintagsfliegen, die anderwärts in ganzen Schwärmen zu finden sind, bleiben den Ufern des Neckars fern. Ueberall im Lande stößt man auf kenntnißreiche, durch eine sehr gute Schule gebildete Männer; aber die heitere Mittheilung, die geschwätzige Conversation fehlt, die anderwärts so oft den Mangel an gründlicher Kenntniß bedeckt. Endlich macht sich dieser strenge Geist der Arbeit auch in der Staatsverwaltung geltend, und die Vielschreiberei ist hier recht eigentlich zu Hause.

Eine solche Arbeitseligkeit hat ihre schöne Seite, allein sie hat auch eine traurige Seite. Die Last des Lebens muß ausgeglichen seyn durch den Genuß des Lebens, und es scheint, der Sinn des Schwaben sey nicht ursprünglich der Freude so abhold, und der trübe Ernst liege mehr in den gegenwärtigen Verhält-

nissen. Zwar hat einer der liebenswürdigsten Schriftsteller Schwabens, Bührlen, in seinen freundlichen Schwarzwaldbildern unlängst behauptet, der größere Ernst, der am mittlern Neckar und in der schwäbischen Alp gefunden werde, und der sich so auffallend von der größern Lustigkeit der Schwarzwälder unterscheide, sey eine Folge der geographischen und klimatischen Verhältnisse, des Bodens, des Wassers, der Luft; allein man muß auch noch historische Einflüsse dazu nehmen.

Der schwäbische Bauernkrieg und seine gewaltsame Unterdrückung im Jahre 1525 hinterließ ohne Zweifel einen tiefen Eindruck im Volke, dessen Bitterkeit und Traurigkeit wohl nicht gemildert werden konnte durch den finstern Geist der Rechtgläubigkeit, der seitdem von der Universität Tübingen ausging, und noch weniger durch den harten Druck, mit welchem mehrere gewaltthätige und verschwenderische Herzoge das Volk belasteten. Man erinnere sich nur an die Ver-

hältnisse, welche Schiller veranlaßten, sein Trauerspiel „Kabale und Liebe" zu schreiben, dieses treue Abbild seiner Zeit. Solche Zustände der Völker verbreiten ihren Einfluß trotz der veränderten Zeiten immer auf mehrere Generationen hinaus, und müssen in Erwägung gezogen werden, wenn man den Ursachen so mancher noch jetzt vorkommenden Erscheinungen nachdenkt.

Jenseits Göppingen erhebt sich der Hohenstauffen, in edlem Schwunge aus dem niedern Hügellande ansteigend und weit die Gegend beherrschend. Der Berg selbst hat ein so edles kaiserliches Ansehen, daß man die Burg kaum vermißt, die er einst trug, und die jetzt glatt wegrasirt ist. Daß es just die Bauern waren, welche diese alte Burg der Cäsaren brachen (im Bauernkriege), gehört zu den merkwürdigen Ironien, welche sich die Weltgeschichte bisweilen als Licenz erlaubt. Wie die Kaiser überhaupt die natürlichen Beschützer und Verbündeten des Bauernstandes

in allen ihren Kämpfen mit dem abtrünnigen Adel waren, so hatten insbesondere die Hohenstauffen, die aus jener Felonie der Großen aufstrebende Fürstenherrschaft in Deutschland bekämpft, und gerade dieser Hohenstauffen edle Wiege zerstörten die Bauern, indem sie eben gegen jene Fürstenherrschaft sich empörten. Das einzige, was verschont geblieben, ist eine kleine uralte Kirche am Abhange des Berges. In derselben sieht man eine Thüre, die nach der ehemaligen Burg führt, und durch welche Friedrich Barbarossa täglich zur Messe zu gehn pflegte. Seit er nicht mehr durchgegangen, hat man diese Thüre vermauert, und noch stehn die einfachen Worte darüber geschrieben: hic transibat Caesar. Dieß ist alles, und doch denkt man hier mehr, als in mancher stolzen, mit alter Herrlichkeit prunkenden Fürstenhalle. So kahl der Berg ist, ich habe viele Stunden droben verweilt, gedankenvoll und doch zu kurz für die Erinnerung, deren unermeßliches

Pan=

orama hier Bild an Bild drängt. Oder wer sähe nicht über den dunklen Waldzügen dort und über dem Silberstreife der Alpen, in tiefem Abendroth Italien herauftauchen, Päpste, Reichstage, Schlachten, Belagerungen in unabsehlich glänzendem Gewimmel, und dann Neapel, wo Konradin von Schwaben und mit ihm die echte Krone des deutschen Kaisers in einen Abgrund sank, in dem sie nun schon sechs Jahrhunderte begraben liegt; Sicilien, das romantische Jugendland des zweiten Friedrichs, und im fernen Asien der Fluß, in dessen Wellen der greise Barbarossa starb? Alle diese Bilder und hundert andere malt die Phantasie im weiten Umkreise des schlanken und edlen Berges, der wie ein in Erz gegossener Bucephalus noch stolz verkündet, daß er den Alexander trug, und wie der Torso, daß hier der Arm des Hercules gesessen. Was bedarf dieser Berg noch des kleinlichen Schmuckes rostiger Alterthümer? Ich hörte, daß die Gewitter gern nach ihm

den Zug nähmen, und häufig Blitze in den niedern, schon dem Boden gleichen Ueberrest des Gemäuers schlugen, und ich selbst fand in diesem Gemäuer zwei Meteorsteine, die man als Producte des Blitzes betrachtet und Donnerkeile nennt, und die ich noch jetzt aufbewahre. Sind das noch verspätete Bannstrahlen der Päpste, oder liebt es der Alte der Tage, auf diesem deutschen Sinai in Flammen zu sprechen?

An den Hohenstauffen reiht sich das Thal gegen Geißlingen entlang noch ein ganzes Gefolge von Berghäuptern, die mit mehr oder weniger erhaltenen alten Burgruinen gekrönt sind, und der rings im Grün der Wälder lachenden Gegend ein sehr romantisches Ansehen geben. Hier endet die schwäbische Alp; nach Norden flacht sich die Gegend ab, nach Osten verliert sich die Alp in eine Hochebne, welche die Wasserscheide zwischen dem Neckar und der Donau bildet.

Zu dieser Hochebne gelangt man durch den

Engpaß der Geißlinger Steig. Vor der Steig im schmalen Thale liegt das kleine freundliche Städtchen Geißlingen von sehr idyllischem Ansehen; doch wird der Fremde darin durch zudringliche Weibspersonen, die ihm mit unüberwindlicher Geschwätzigkeit kleine, zierlich von Bein verfertigte Waaren aufdrängen, nicht gering belästigt. Auf der neugebauten Chaussee, welche jetzt die sonst lebensgefährliche Steig bequem hinauf führt, begegneten mir ganze Schaaren österreichischen Fußvolks, das zur Verstärkung der Festung Mainz bestimmt war. Dieß rief mir theils das Ziel meiner Reise, theils die gegenwärtige politische Lage Europa's ins Gedächtniß. In Bezug auf die letztere konnte ich folgende Bemerkung nicht unterdrücken.

Mainz ist zwar ein höchst glücklicher strategischer Punkt. Diese Feste vermag eine ansehnliche Armee zu beherbergen, sitzt à cheval auf dem Rhein, und kann sowohl den auf das linke Rheinufer gegen Frankreich gezoge-

nen Operationslinien zur Basis dienen, als auch, wenn die Franzosen von Straßburg aus auf dem rechten Rheinufer vordringen, denselben eine Diversion im Rücken machen. Allein es fällt dem ersten Blick auf, daß Mainz und das nahe Landau die einzigen festen Punkte auf deutscher Seite am ganzen Oberrheine sind, und daß sich diese Punkte ganz unten an der Gränze des Ober- und Niederrheins befinden. Wenn nun diese äußersten Gränzpunkte durch eine französische Nordarmee hinlänglich beschäftigt würden, was könnte dann ihre Südarmee hindern, von Hüningen und Straßburg aus, die alte, durch keine Festung versperrte Operationslinie nach Ulm zu ziehn? Sollten die deutschen Heere sich auf eine Diversion der weit entlegenen Mainzer Besatzung verlassen dürfen? Ist nicht vielmehr die längst vom Wiener Congresse decretirte deutsche Bundesfestung am Oberrheine, Straßburg und Hüningen gegenüber, ein dringendes Erforderniß? Wird diese Festung

auch dann nicht entstehen, wenn das geschleifte Hüningen wieder gebaut wird? Doch, was fragen wir? Die Zeit wird vielleicht mehr antworten, als wir fragen können.

Die Wasserscheide zwischen der Donau und dem Neckar ist hier durch nichts, als durch eine breite Hochebne bezeichnet. Jenseits derselben gelangte ich des Abends nach Ulm.

Der Ulmer Dom, in welchen mich der ehrwürdige Dichter, Stadtpfarrer Neuffer, einzuführen die Güte hatte, ist leider äußerst entstellt durch das kleine trichterförmige Thürmchen, das auf dem unvollendeten Thurm aufgesetzt ist, wie wenn es ein Licht hätte löschen sollen. Eine desto größere Wirkung macht das Innere des Doms durch seine imposante Ausdehnung. Der innere Raum übertrifft an Breite noch den Mailänder Dom, und weicht nur der Peterskirche in Rom. Es stehen über 5000 Kirchenstühle darin, und doch ist auf allen Seiten noch weiter leerer Raum übrig. Diese prachtvolle Halle würde

sich noch ungleich größer ausnehmen, wenn sie nicht auf die zweckwidrigste Weise durch eine Orgel und deren Substructionen beim Eingange verbaut wäre. Man traut seinem Auge kaum, wenn man solche grobe Beleidigungen des architektonischen Verhältnisses sieht, und man hört nicht auf, sich darüber zu wundern und zu ärgern, so oft man auch dergleichen überall wiederkehren sieht.

Die berühmten in Holz geschnitzten Köpfe, womit die Chorsitze geziert sind, zeichnen sich durch eine Schönheit der Form aus, deren ich das Material kaum für fähig gehalten hätte. Kräftig männliche Züge, besonders an alten Köpfen, lassen sich noch leichter in Holz denken; aber ein Holzkopf, ein Haubenstock mit den lieblichsten weiblichen Zügen, war mir in der That etwas Neues. Die Schönheit dieser braunen Gesichter scheint sogar die barbarische Zerstörungswuth in Schranken gehalten zu haben, denn nur an sehr wenigen hat sich der Vandalismus in Verstümmelung der Nasen

geübt. Die Ansicht vom Thurm herab bietet nur eine ziemlich flache Gegend dar, die jedoch mannichfach verziert ist durch Klöster und Schlösser, ein Landschaftcharakter, der dem Franken- und Bayerlande ganz eigen ist.

Zweites Capitel.

Burgau. — Augsburg. — München. — Novantike Kunst. — Die Medusa. — Demoiselle Schechner.

Gegen Abend des zweiten Reisetages fuhr ich mit dem Eilwagen weiter. Die Nacht, eine der kürzesten des Jahrs, war angenehm warm und vom Monde freundlich erhellt. Die bayerischen Postillone fuhren sehr gut. Wir kamen um Mitternacht auf Burgau, das alterthümliche Erbe der österreichischen Markgrafen, welche die schöne Philippine Welser dem Kaiserhause geboren. Wie diese liebenswürdige Augsburgerin schon bei Lebzeiten von Kaiser Ferdinand freundlich als Schwiegertochter anerkannt wurde, so sieht man auch heute noch ihr Bild unter den kaiserlichen

Familienbildern in Wien als eine ihrer schönsten Zierden.

Die Sonne ging eben über Augsburg auf, als wir in die Thore dieser alten Reichsstadt einfuhren. Ihre Lage in der grünen Ebene ist freundlich. In den Gassen fällt dem Fremden besonders das aus ganz kleinen Kieselsteinen zierlich in Mosaik gesetzte Pflaster auf, so wie die geschmacklose Malerei der Häuser, die meistens wagrecht gestreift sind, weiß und grün, weiß und roth, weiß und gelb ꝛc. Wer in so früher Morgenstunde hier Langeweile hat, und noch keine andere Sehenswürdigkeit zugänglich findet, mag die ungeheuern Kanonen ansehen, die vor dem Arsenal liegen.

Wir fuhren bei drückender Sonnenhitze weiter. Ein junger Berliner, der eben aus den Niederlanden kam, beklagte sich sehr über die Plackereien, die er von den holländischen Behörden an der Gränze erduldet habe, und lobte dagegen die Gefälligkeit der belgischen.

Die Gegend bis München ist einförmig. Ich schlief ein, und erwachte nicht eher, als in München selbst, das ich Anfangs für eine Landstadt hielt, bis ich an einem Hause: Lindauersche Buchhandlung las, und nun wußte, wo ich war.

München liegt eben, wie Augsburg; die Umgebungen sind kahl, die Aussicht auf die Gebirge dagegen ist reizend. Die Stadt selbst ist ziemlich geräumig und lichtvoll gebaut, mit überall breiten Zwischenräumen, was ich um so mehr immer für eine große Annehmlichkeit gehalten habe, als die meisten deutschen Städte gerade im Gegentheil den unangenehmen Eindruck der Enge und Dunkelheit machen. Die großen Häuser in München haben mir übrigens im Durchschnitte besser gefallen, als die kleinen Paläste.

Mehrere der berühmten neuesten Bauten kamen mir in bedeutendem Grade geschmacklos vor, namentlich die neue protestantische Kirche, die weder antik noch gothisch, noch

keines von beiden, sondern unglücklicher Weise beides zugleich nicht ist, sondern sogar nur scheinen soll; solche Novantiken sind in der Poesie wie in der Plastik und Baukunst allemal unausstehlich, und das ist nicht der kleinste Umstand, weßhalb ich der Goethe'schen Schule so aufsätzig immer gewesen bin, bin und bleiben werde, so lange mir Gott meine fünf Sinne erhält. Wie groß und schädlich der Einfluß Goethe's auch auf die bildenden Künste der neuern Zeit gewesen ist, sieht man sehr häufig, obgleich es noch weit weniger anerkannt ist, als sein Einfluß auf die Literatur. Ich kann diesen modernen Geschmack aller Geschmäcke mit nichts Besserem vergleichen, als mit einem Ragout, in welchem die verwöhnte Zunge gern alle Wohlgeschmäcke der Welt zugleich genießen möchte. Die Wahrheit ist aber, daß sich Zeiträume nicht so durch einander werfen lassen, wie Speisen. Man kann — trotz Goethe — man kann nicht antik und romantisch, nicht östlich und westlich

zugleich seyn, so wenig als man zugleich katholisch und protestantisch, servil und liberal seyn kann, obgleich die Schüler jener großen Schule sich all jener Vermittlungskünste vermessen haben.

Die Natur hat alles in starker Eigenthümlichkeit ausgeprägt, und alle Zwitter und Chimären sind in ihr nur mißgeborne Ausnahmen. Diesem Naturgesetz kann sich auch die Kunst nicht entziehn.

Es ist wahr, daß der Mensch vielseitig, ja allseitig ist, und daß der Gebildete sich zu gleicher Zeit für die verschiedensten Dinge interessire, daß er den Geschmack aller Zeiten in sich vereinigen kann. Es ist wahr, daß er zugleich die Kunst und Poesie der Indier, der Griechen, des Mittelalters, der Muhamedaner und aller andern Völker lieben kann; allein was Anderes kann er an ihnen lieben, als eben ihre Eigenthümlichkeit? Wie in der Hervorbringung der reichsten Mannichfaltigkeit die Schöpferkraft des Weltgeistes sich bewährt,

so bewährt sich der gebildete Menschengeist in der Auffassung und Würdigung dieser Mannichfaltigkeit. Denn nur die Einseitigkeit ist die Barbarei. Allein eben deßhalb ist auch eine Verwischung der scharfen Eigenthümlichkeiten, ein Amalgamiren der heterogensten Elemente, ein Nivelliren und Planiren und Uniformiren der verschiedensten Zeiten in die moderne Zeit ein Rückfall in die Barbarei, indem die vielen Seiten der Welt wieder zu einer abgeplattet, alle bunten Farben in das schmutzige Braun gemischt, die edlen Metalle alter Götter und Heldenbilder in ein neues korinthisches Erz zusammengeschmolzen werden sollen.

Dieses ästhetische Juste milieu ist dem politischen vorhergegangen, und verräth dieselbe Charakterlosigkeit und Schwäche. Die Monarchie in ihrem vollen Glanze, geweiht durch einen Strahl von oben, in patriarchalischer Heiligkeit, oder des Kriegsgottes blitzschleudernder Thron in schrecklicher Majestät,

oder umringt von aller Herrlichkeit der Natur und Kunst ein Feengarten in der Völkerwüste, — diese Monarchie wird, wenn untergegangen in der Wirklichkeit, doch immer in der Tradition ihren mährchenhaften Reiz behalten. Die Republik ihrerseits, die Mutter der Helden und Weisen, die Mutter der größten Thaten und der größten Lehren, aufwühlend der Menschheit tiefsten Grund, und den Geist hinanführend im Titanenkampfe zu himmelstürmender Höhe, die ewig verschmähte, ewig wieder gerufene Sibylle, die zukunftvolle Prophetin — die Republik lebt in den Ideen der Völker ebenfalls, als das ewige Mährchen der Zukunft, mit tausend Reizen geschmückt, fort und fort. Das Juste milieu aber, das den Glauben an beide, an Monarchie und Republik verloren hat, das zu keinem Muth und Kraft hat, das beide versöhnen will und beide verräth, ist eine Monstrosität, so gut wie die novantike Kunst, die gleichzeitig und natürlicher Weise aus der nämlichen Ursache

aufgekommen ist. Der Streit der Romantiker und Classiker steht in genauem Zusammenhang mit dem Streite der Monarchie und Republik, und so auch ihre beiderseitigen Vermittlungsversuche. Solche Versuche sind früher schon gemacht worden, sind allemal gemacht worden, wenn zwei Zeiten mit einander zusammenstießen; allein es ist allgemein anerkannt, daß die ächtgriechische und ächtrömische Kunst und Literatur, so wie später die ächtdeutsche Baukunst und Poesie in ihrer Eigenthümlichkeit einen unendlich höhern Werth bewahren, als die barbarischen Werke der mittlern Zeit, in welchen die Germanen den besten Theil ihrer Nationalität aufopferten, ohne sich den bessern Theil der römischen aneignen zu können. Alle solche Vermischungen haben immer nur dahin geführt, die Scheidung desto stärker zu bezeichnen; und so wird auch ohne Zweifel die Vermengung aller möglichen Geschmäcke und Manieren in unserer Zeit dahin führen,

künftig jede Eigenthümlichkeit desto reiner herzustellen.

Wie weit diese Mengerei der Goethe'schen Schule geht, davon gibt ein jüngst erschienenes Gedicht eines jungen Leipziger Dichters, Ortlepp, den auffallendsten Beweis. Dieser wünscht nämlich eine „Seelenvereinigung" Goethe's, Schillers, Herders, Jean Pauls ꝛc., und bedauert, daß diese vielen Leute nicht zusammen Einen ausmachen. Guter Gott, was würde dabei herauskommen?

Ganz absolut ist die Vermischung verschiedener Manieren und wenigstens bedingungsweise ist die Nachahmung zu verwerfen.

Daß man das Gute nachahmen soll, ist sogar ein Gesetz. Allein sofern die Kunst immer mit der Zeit, in der sie geübt wird, zusammenhängt und auf sie wirken will, scheint es nicht passend, daß sich die Kunst der Gegenwart entfremdet, in die Illusion längst entschwundener Zeiten versetzt, und nur mit

der

der Nachbildung von Gegenständen sich beschäftigt, welche für jene alte Zeit, nicht mehr aber für die unsere, Bedeutung hat. So scheint mir unsere moderne Malerei viel zu sehr in der Erinnerung der alten befangen. Bizanz und Rom, die Wiegen der mittelalterlichen Malerei, boten den Künstlern theils Denkmale der alten Mythologie, theils christliche Wunder und Heilige dar, und diese Gegenstände wurden ihnen typisch. In unserm Norden existiren keine Antiken, außer in spät gesammelten Kunstcabinetten, und mit den Wundern und Heiligen ist es ebenfalls längst am Ende. Wie kommen nun unsere Maler dazu, immer noch jenen Alten nachzuahmen? Das Mittelalter hatte ferner seine eigene Manier, etwas Kindliches, Naives, das besonders in der altdeutschen Schule hervortritt, aber diese Naivetät ist längst aus dem Leben verschwunden. Wie kommen nun unsere Maler dazu, sie immer noch nachzuahmen? Nun sagt man freilich, wir haben keine schöne

Wirklichkeit; unser Leben, unsere Sitten sind prosaisch, unsere Tracht ist geschmacklos, der Maler muß sich in die Vorzeit zurückversetzen. Allein dieß scheint mir nicht hinzureichen, um die antike oder mittelalterliche Manierirung zu rechtfertigen. Die Natur bleibt sich immer gleich, und das Ideal bleibt sich immer gleich. Gingen die Künstler nur immer darauf aus, das Schöne, abgesehen von allen seinen temporären und localen Attributen zu bilden, so würden sie nie um Stoff verlegen seyn. Leider aber gehen die Künstler meist nur auf jene zufälligen Attribute aus, und nicht auf die absolute Schönheit. Befangen in der Schulmanier, versäumen sie das Studium der Natur und die Pflege des im Innern gebornen Ideals. Allein es ist vielleicht nicht möglich, die schöne Kunst an der Natur oder dem Ideal allein zu bilden. Die Geschichte der Kunst beweist wenigstens, daß immer zugleich historische Bedingungen erfordert wurden, sie in Flor zu bringen.

Immer nur war ein schönes Leben die Mutter der schönen Kunst, und wenn das Leben, die Sitten, Trachten und andere Aeußerlichkeiten keinen Sinn für das Schöne verriethen, entfloh er auch aus der Kunst. Wir werden also auch wahrscheinlich warten müssen, bis unser Volksleben sich etwas ästhetischer gestaltet, bevor von einem neuen Flor der bildenden Künste die Rede seyn kann. Vielleicht sind wir schon auf dem Wege dahin. Während die Kunst-Aristokratie an den Erinnerungen der alten Glanzzeit festhält, ohne sie verjüngen zu können, hat die Kunst-Demokratie, namentlich mit Hülfe des Steindruckes, in ihren zahllosen Genregemälden eine neue Bilderwelt zu schaffen angefangen, die sich wohl mit der Zeit veredeln dürfte. Diese Lithographien verhalten sich zu den Oelgemälden wie die Journale zu den classischen Literaturwerken. Die Kunst wie die Wissenschaft zerblättert sich, aber diese Auflösung geht wahrscheinlich nur einer neuen Schöpfung

vorher. In jedem Falle werden künftig große Maler mehr wirken durch Veredlung der modernen Genremalerei, als durch kümmerliche Nachahmung der alten Schulen.

Schlimmer noch als die Nachahmung an sich ist die Vermischung der Manieren. Insbesondere in München sind mir Bilder aufgestoßen, auf welchen zu gleicher Zeit die Manier des Michel Angelo und die des Lukas Cranach auf die unangenehmste Weise gepaart erscheinen, nämlich Prophetenköpfe voll Trotz, Leidenschaft, Bewegung, und dabei milde gesenkte Mädchenköpfe, von Marcipan, ohne Geist und ohne Knochen. Das antike Element in Michel Angelo, das Athletische, die Kraft, Musculatur und Anstrengung der Figuren, der Tiefsinn und Zorn der Gesichter paßt ganz und gar nicht zu dem altdeutschen Element des Milden, Weichen, Naiven in den Cranachschen Engelchen. Man sieht, daß die Künstler, weche beide Elemente verbinden, damit einen schönen Contrast der Kraft und Anmuth,

des Männlichen und Weiblichen ausdrücken wollen; allein eben diese Absicht führt zur Uebertreibung. Daher wird auch, was bei dem großartigen Meister Cornelius nur noch Kraft ist, bei vielen seiner Schüler sofort Krampf, und was bei ihm Milde ist, bei jenen Süßlichkeit. Indem so die beiden Extreme des Schreckens und des Reizes dargestellt werden, fehlt die Mitte, die eigentliche Schönheit, und was jene beiden Extreme verbindet, ist nur die Prätension, das Affectirte, die Unnatur. Man hat es oft den neuen französischen Malern vorgeworfen, daß sie in ihre Figuren zu viel Theatralisches, zu viel Prätension legen; aber darf man der neu-altdeutschen Schule nicht denselben Vorwurf machen? Ist die gräßliche, unnatürliche und unmögliche Schlachtstellung so manches altbayerschen Kriegsknechts in den Münchner Arkaden, ist das dem alten Hagen von Cornelius entlehnte tiefsinnige Stirnrunzeln an gemeinen Kriegsknechten nicht Prätension?

Da ist mir doch wahrlich der natürliche Ausdruck der Gesichter und Stellungen auf den Lithographien der Pariser Julirevolution lieber.

Und noch lieber sind mir die Portraits der schönen Münchnerinnen. Wenn die Künstler in ihren Erfindungen und Nachahmungen immer nur das Entsetzliche oder Niedliche, das Große oder Kleine, Harte oder Weiche suchen, und nicht das Schöne, so scheint die Natur selbst sie corrigiren zu wollen.

Nichts Lieblicheres als die Mädchengesichter, welche der König von Bayern aus den schönsten Landeskindern ausgewählt, und zu portraitiren befohlen hat. Die Münchnerinnen mit ihrer schönen Wirklichkeit beschämen die bleichsüchtige Phantasie der Maler, und so ein rundes, frisches, schwarzäugiges Kind unter dem silbernen Riegelhäubchen ist mir lieber, als alle die pruden Madonnen und stereotyp lächelnden Goldengel der neu=altdeutschen Malerei. Wie reich ist die Natur an Schönheiten! Welche Weiber

sieht man in der Welt! Und die Kunst darf es immer noch wagen, uns die Schönheit über den Leisten zu schlagen?

Unter den zahlreichen Kunstschätzen Münchens hat mich die Glyptothek mit ihren kostbaren und trefflich geordneten Sammlungen von Antiken am meisten angezogen. Da diese Sachen aber alle schon hundertmal besprochen sind, will ich nicht ein neues Reden davon machen. Nur über die Medusa kann ich nicht umhin, meinen Empfindungen Luft zu machen. Dieß ist einmal ein schönes Gesicht. Hier seht her, wenn ihr Schönheit sucht! Was hilft mir alle Natur und alle Kunst, wenn ich kein schönes Gesicht darin finde. Eine ganze Bildergalerie ohne ein schönes Gesicht ist mir weniger werth, als eine Bauernhochzeit mit einem einzigen schönen Gesichte. Welch' weites Gebiet dem Kunstsinne offen steht, zuletzt fühlt er doch immer sich gebannt in den Zauberkreis jenes wunderbaren Ovals, das die Welt im kleinsten Raume

ist, und mehr noch als die Welt, weil auch eine zweite innere Welt daraus hervorblickt. Des Menschen Angesicht ist die Sonne der ästhetischen Natur, die Hostie im Allerheiligsten des Kunsttempels. In diesem Oval liegt aller Schönheit Anfang und Ende. — Die Medusa nun gehört zu den schönsten Gesichtern, die meinem Auge je begegnet sind. Zunächst fällt der Reichthum dieses Gesichts auf. Man zieht ihm gleichsam mit jedem Blicke eine Maske ab, und es kommt ein neues Gesicht zum Vorschein. Es erscheint in jungfräulicher, fast kindlicher Anmuth lächelnd — dann voll unendlicher Wehmuth des tiefsten Seelenleidens — dann steinern, starr, eiskalt wie der Tod — endlich hämisch, lauernd, blutgierig wie eine Valkyre. Und das alles ist beisammen in einem Gesichte, Himmel und Hölle, Unschuld und Satan.

Da wir doch einmal ins Capitel des Schönen hinein gerathen sind, darf ich Demoiselle Schechner nicht vergessen. Ich hatte

zwar dießmal nur das Vergnügen, sie zu sehen und zu sprechen, und nicht sie auch singen zu hören; allein ich habe sie früher gehört, zu einer Zeit gehört, wo ich gerade über verschiedene deutsche Erbärmlichkeiten mehr als gewöhnlich zornig war, und damals, als ich zum erstenmal die ernste heilige Glockenstimme der stolzen Jungfrau vernahm, frug ich: „Was will die Glocke unter den Schellen, die Heilige unter den Putzmacherinnen? Wird nicht alles, der Componist, die Mitsänger, das Orchester und endlich das Publicum selbst sich abmühen, sie kleiner, gemeiner und niedlicher zu machen, die tieftönende Nachtigall zwitschern zu lehren! O Mädchen, deine Stimme ist ein Charakter, aber Deutschland kann keinen Charakter ertragen. Ich möchte sagen, deine Stimme ist der einzige Held in Deutschland, aber Deutschland ist auch dieses Helden nicht werth.“ So sagte ich — damals. Jetzt sind die Zeiten besser geworden.

Drittes Capitel.

Deutsche Universitäten. — Naturphilosophie. — Görres. — Oken.

Ich besuchte unter den Gelehrten Münchens mehrere meiner ältern Freunde, und machte einige neue Bekanntschaften. Im Ganzen herrscht leider auch hier, wie in allen andern gelehrten Städten Deutschlands (vielleicht Freiburg im Breisgau ausgenommen), wenig Einigkeit. Man findet eine Menge kleiner Cotterien, die sich wechselseitig vermeiden, wo nicht anfeinden. Diese allgemeine Erscheinung erklärt sich nur zum Theil aus der Verschiedenheit der Doctrinen und Charaktere, aus den schroffen Contrasten origineller Geister; in unserer Zeit hat sie auch einen politischen

Grund. Wenn auch nicht in München, doch anderwärts entstehen die meisten Eifersüchteleien unter den Gelehrten, aus der halbofficiellen Stellung einiger von den Regierungen besonders betitelter und bevorzugter Universitätslehrer. Die natürliche, zweckmäßige und sogar historische Gleichheit in der akademischen Republik ist aufgehoben, und durch die Aristokratie der Hofräthe, Geheimen Hofräthe, Geheimen Räthe 2c. verdrängt worden. Diese Aristokratie ist aber nicht überall eine bloß nominelle (wie etwa in Heidelberg und Freiburg), sondern eine sehr reelle da, wo ein Gelehrter, wie der Kanzler in Tübingen, über seine Collegen eine gesetzliche Gewalt, oder wo er, wie der selige Hegel in Berlin, einen vielleicht noch gewaltigern, halbofficiellen Einfluß ausübt. In allen solchen Fällen legt bei rein wissenschaftlichen Rivalitäten der politisch Bevorzugte seinen Titel, sein Amt, sein rein politisches Privilegium in die Wagschale, und dieß muß den Streit natürlich tödtlich

vergiften. Man sagt sprüchwörtlich: Der Bauer sey der schlimmste Herr, wenn er einmal Herr werde. Allein der Gelehrte ist ein noch viel schlimmerer Herr. Er verwechselt alle Augenblicke seine Stellung als Gelehrter unter seines Gleichen, und seine Stellung als Vorgesetzter oder Bevorzugter gegen Untergeordnete, und er pflegt gern eine ihm widersprechende wissenschaftliche Ansicht als ein Vergehen gegen seine Amtswürde zu rächen. Er kränkt wissenschaftlich überlegene Rivalen durch Geltendmachung seiner politischen Ueberlegenheit. Er begünstigt untergeordnete Geister, wenn sie nur seine politischen Creaturen sind.

Soll ich Beispiele anführen? Sie sind überflüssig. Wer je in einer Universitätsstadt gelebt hat, kennt deren zur Genüge.

Ueber viele andere noch weit wichtigere Zeitfragen ist jetzt die der Universität in den Hintergrund getreten, und wird auch wahrscheinlich erst mit den andern beantwortet

werden, wenn Reformen im Großen und Ganzen eintreten. Man hat mit Recht behauptet, die deutschen Universitäten seyen Ruinen des Mittelalters, und gehörten mit ihren Privilegien in die Kategorie aller andern alten Privilegien. Allein der gute Geist widerstrebt dem Gedanken, den Universitäten vollends den letzten, längst geschmälerten Rest von Unabhängigkeit zu nehmen, und sie gänzlich als eine bloße Staatsdienerfabrik in die Hierarchie des Staatsdienstes einzureihen. Ich glaube, der Widerspruch kann sehr einfach gelöst werden. Die akademische Freiheit ist nach oben nur dem geisttödtendem Despotismus, nach unten nur dem düpirten Philisterium verhaßt. Bei einer freien Verfassung aber, und einem großartigen öffentlichen Leben, kann die Regierung einerseits nur die größtmögliche Freiheit der Geister in den humanen Studien, in den freien Künsten und Wissenschaften wünschen, und das Volk andrerseits wird,

wenn es sich in seiner bürgerlichen Freiheit fühlt und ehrt, dem bisher privilegirten Muthwillen der Studenten schon Schranken setzen, oder diese werden von selbst im Bürger nicht mehr den Philister sehen, der er lange genug wirklich gewesen ist.

Ich halte die Idee der deutschen Universitäten und ihren republicanischen Typus für so ganz entsprechend dem wissenschaftlichen Interesse, für so ganz entsprechend dem deutschen Nationalcharakter, daß ich nicht zweifle, sie wird alle Stürme der Zeit überdauern. Oder sollte ein freies Volk nicht einst sagen, was König Gustav Adolph sagte, als er eine Universität besuchte: „In diesen Mauern kann man nie zu frei seyn.“

Auf der Münchner Universität ist die große Menge der Naturphilosophen auffallend, aber noch auffallender ihre Uneinigkeit. Da ihrer so viele hier beisammen sind, ihr großes Haupt, Schelling selbst, dann ihre kräftigsten Arme, Oken, Görres, ferner Schubert,

Ast und Franz Baader, dessen zwar unabhängige Mystik doch der Naturphilosophie nahe verwandt ist, so sollte man glauben, diese Männer müßten zusammenstehen, und durch Concentration ihrer Lichter einen großen Schein von sich geben. Dieß ist aber nicht der Fall. Sie leben isolirt, zum Theil in Fehde.

Da man mich auch häufig unter die Schüler und Anhänger der Naturphilosophie gerechnet hat, sey es mir erlaubt, mich über diesen Punkt auszusprechen.

Die Naturphilosophie hat hohen und bleibenden Werth an sich, sofern sie die Construction und Architektonik der Naturerfahrung ist; sofern sie den Zusammenhang und die Gesetzmäßigkeit im ganzen Umfange der Naturerscheinungen nachweist, nach Gesetzen nachweist, die in diesen Erscheinungen selbst liegen und unumstößlich sind. Die naturphilosophische Lehre, daß die Synthesis aller Thiergattungen gleich ist der Analyse des Ur=

thiers, wird durch die Erfahrung so nothwendig bestätigt, als sie eben die einzig mögliche und nothwendige Erklärung dieser Erfahrung ist; denn in der That ist jede Thiergattung von der andern nur dadurch unterschieden, daß in ihr ein thierisches Organ noch nicht oder schon, noch unvollkommen oder schon vollkommen entwickelt ist, und so viele Stufen der organischen Ausbildung, so viele Thiergattungen gibt es. Diesem zoologischen Gesetze entspricht ein botanisches, ein mineralogisches; und je weiter die Naturerfahrung fortschreitet, je genauer wird man dasselbe Gesetz auch in der Physik, Meteorologie, Astronomie und Physio-Psychologie wiederkehren sehen.

Die Naturphilosophie hat sich aber ferner ein großes Verdienst erworben, indem sie äußerlich der inhaltlosen Geistesphilosophie entgegen getreten ist, die, von aller Erfahrung abstrahirend, sich nur noch in hohlen Begriffen bewegte. Sie hat den sinnenden Geist

zur Naturbetrachtung zurückgeführt, und an die hölzernen Begriffe Blumen und volle Trauben und Fruchtgehänge gerankt. Sie hat der Einbildungskraft und Sinnlichkeit ihr Recht wieder gegeben, und im Symbol neue Beziehungen des Geistes entdeckt, die der trockene Begriff allein nicht entdecken ließ.

Indem sie aber zugleich in die ältere Naturphilosophie des Mittelalters und des Orientes zurückführt, leitet sie den sinnenden Geist in das dunkle Gebiet, was man gewöhnlich das mystische nennt, und zurück in das tief verschattete Heimathgebirg, von wannen des Lebens Strom aus geheimnißvoller Quelle herabgeflossen. Eine höhere Aufgabe ist der Mystik gestellt, als der Naturphilosophie, aber da, wo diese auf der Gränze des Natürlichen, Sinnlichen, Faßlichen aufhört, mußte diese beginnen.

Ich bekenne mich nun zur Naturphilosophie nur in Absicht auf die Natur, und sofern sie innerhalb der ihr angewiesenen materiellen

Gränze bleibt, nicht aber zu dem ausschließlichen Materialismus, in den einige Naturphilosophen verfallen sind, sofern sie außer der Natur nichts weiter gelten lassen wollten. Dagegen zähle ich mich unverhohlen zu den Mystikern, sofern ich im letzten Grunde aller Dinge ein Mysterium, ein heiliges Geheimniß finde, und unter allen philosophischen Methoden diejenige vorziehe, die mich jenem Geheimniß am nächsten bringt, und die, indem sie zugleich am kühnsten und tiefsten in die wichtigsten Fragen eindringt, zugleich im weitesten Umfange alles, was der Frage würdig ist, in die Betrachtung zieht. Dieß haben von jeher die Mystiker gethan, während die sich besser dünkenden Schulphilosophen die wichtigsten Fragen nur vornehm ignorirt, und sich mit einer Oberflächlichkeit und Einseitigkeit kleiner Systeme begnügt haben, die zu der Tiefe und dem ungeheuren Reichthume der Welt in einem auffallenden Contraste steht.

Auch die Mystik ist ausgeartet, indem sie,

den besonnenen Geist verläugnend, theils der Einbildungskraft in Bildern, theils dem Gefühle in Schwärmereien zu viel Raum gegeben hat. Allein abgesehen von dem alten mystischen, kabbalistischen, so wie von dem neuen pietistischen Unwesen, bleibt es dennoch wahr, daß die Erkenntniß der göttlichen und mystischen Dinge nicht in einer Abstraction von Einbildungskraft und Gefühl, vielmehr nur in einer innigen Vereinigung und Durchdringung derselben mit dem denkenden Geiste gesucht werden muß, und daß die magische Phantasie und das gotttrunkene Gefühl der Mystiker ihrem Geist eine Kraft der Durchdringung und Fixirung mitgetheilt haben, die der nackten Verstandesspeculation stets gefehlt hat. Daher ist keine Schulphilosophie je so tief in die letzten Räthsel des Weltalls, in das Wesen Gottes, in den Ursprung des Bösen, in das Verhältniß zwischen Geist und Materie ꝛc. eingedrungen, als die Mystik, und selbst nur von außen und

ästhetisch angesehen, ist keine einzige Schulphilosophie in so kunstreicher Architektonik construirt, wie mehr als ein mystisches System. Die Schulphilosophen verstehen in dieser Hinsicht nur die ebne Geometrie; stereometrische Combinationen findet man nur bei den Mystikern.

Viel mit diesen Dingen beschäftigt, werde ich später in ruhigeren Zeiten einmal meine Studien darüber mittheilen. Einstweilen mögen meine anderweitigen Schriften meinen Freunden und Feinden Bürge seyn, daß, wenn ich die Mystik vertheidige, ich darunter nichts verstehe, was irgend mit der gesunden Vernunft und mit einem heitern, praktischen Lebenssinn im Widerspruche steht, denn jeder meiner Leser weiß, daß ich immerdar den Illusionen die Wirklichkeit, der falschen Kunst die wahre Natur, dem Erstorbenen das warme frische Leben entgegengesetzt habe, und ich gestehe, daß ich eben nur, um auch noch über das Leben hinaus mich des Lebens zu ver=

sichern, einer mystischen Ansicht von den göttlichen Dingen, als der lebendigsten, huldige.

Ich besuchte Görres, den ich seit 1821, in welchem Jahre ich mit ihm in der Schweiz an demselben Orte (Aarau) lebte, nicht mehr gesehen hatte. Ich fand ihn physisch gealtert, aber geistig eher noch lebhafter und jugendlicher, wie früher. Man kann weit unter den deutschen Gelehrten umherreisen, bis man einen so schönen männlichen Kopf sieht, an dem jeder Zug Geist und Kraft und Adel ist. Dennoch haben wir noch kein Porträt von diesem feurigen Johannes, dem zürnenden Prediger der Wüste, während alle Kunsthändlerbuden von alltäglichen Professorengesichtern wimmeln. Mit inniger Rührung habe ich mir die Züge des tiefgekränkten Mannes eingeprägt, an dem Undank zu begehen Deutschland mit sich selbst gewetteifert hat. Mein erstes Wort beim Wiedersehen war: Nun, Ihre Prophezeiungen sind schon zur

Hälfte erfüllt. „Wartet nur," rief er, „wann erst die andere Hälfte sich erfüllen wird!" Und sie wird sich erfüllen. Nicht darum ist Görres groß und lebt in der Geschichte des Vaterlandes unsterblich fort, weil er im allgemeinen Kampfe kühn die Fahne vorgetragen, wie mehrere Andere, sondern darum, weil er, er allein, kühn genug war, den die Beute theilenden Siegern gegenüber zu treten, und sie zu mahnen an den König der Könige, der nicht duldet noch dauern läßt, was nicht gerecht ist. Er, Görres allein, war es, der das Recht gewahrt in jener Zeit und des Unrechts schwere Verhängnisse voraus verkündet, so in allen Theilen umsichtig, voraussichtig, klar und unfehlbar, daß es sich nun alles so erfüllt hat, und daß nur der bösliche Sinn der Einen, die verstockte Thorheit der Andern in jener Zeit sich über des Sehers Befugniß zu reden täuschen konnte.

Schon unterm 8 December schrieb Görres im Rheinischen Merkur: „Der Congreß

bewölkt sich je mehr und mehr; die lichte Klarheit, womit er angefangen, hat sich umzogen; in schnellem Wechsel springen die Winde um, und haben den ganzen Umkreis schon zu wiederholtenmalen durchlaufen; einzelne Blitze zucken von Zeit zu Zeit aus dem Dunkel; noch liegen ruhig die Meere der Völker, aber ein dumpfes Rauschen hallt über ihnen. Im Hintergrunde sehen die erschreckten Völker wieder das wohlbekannte, furchtbare Schicksal, seine Riesengestalt halb über den Gesichtskreis heben, und die schwarzen Schleier in die Lüfte schwingen, womit es seine Schlachtopfer verhüllt, ehe es sie zum Untergange führt; den dunkeln Nebel sehen sie wieder aus dem Boden dampfen, der so oft schon, die in den Rath der Weltklugheit gegangen sind, mit unheilbarer Blindheit geschlagen hat, daß sie zur Verwunderung der Zuschauer am hellen lichten Tage in dunkeln Finsternissen gingen, und tappend vom ebenen Wege an den Rand des Abgrundes sich treiben ließen. Ist es

glaublich, fragt Deutschland, daß nach so kurzer Frist noch einmal ein Anfall des alten Wahnsinns wiederkehre, sind noch nicht die Schulden abgebüßt, und ist die zürnende Gerechtigkeit noch nicht versöhnt?"

Dann unterm 31 December heißt es weiter von jenem Congresse, der Europa's Zukunft für ein Jahrhundert bestimmen sollte: „Alles geschieht unoffen, und doch weiß man Alles; nichts wird gewagt, und in Allem gezagt, und doch fühlt man, daß alle Bedenklichkeiten bei früherem oder späterem Vortreten nicht retten mögen vor dem Gerichte der Volksmeinung. Die in dem Ausschusse Böses pflanzen, wissen selbst, daß es ungut und unehrlich ist, und sehen darum der Welt nicht ins Gesicht hinein. Ueberall Furcht, Halbheit und der eigene, unreine Willen im Hinterhalt. Ein vernichtendes Gefühl der Unhaltbarkeit des Werkes, das sie bauen, begleitet sie in all ihre Arbeiten hinein, und darum auch wird im Bau nichts Haltbares gefördert."

Unterm 20 Januar 1815 wird von der deutschen Bundesverfassung vorausgesagt: „Wer sichert uns gegen die regressiven Tendenzen, die Oesterreich von je an den Tag gelegt? Wie wird Leben und Regsamkeit in diese Verfassung kommen können, wenn ihre innersten Triebkräfte der Trägheit sich ergeben, und von oben herab eine gemächliche Anhänglichkeit ans Herkömmliche und Alte, und eine breite Philisterei Alles hemmt und lähmt?“

Die ganze europäische Politik, wie sie damals begann, und noch jetzt unter der Julidynastie sich fortschleppt, ist unübertrefflich charakterisirt unterm 3 Februar: „Ein Beweis, daß was man beginnen wollte gegen die Geschichte streitet, ist dieß ungesegnete und unbewegliche Feststehen an einem Punkte, trotz dem unaufhörlichen Gezerre der Parteien; es ist ein Bann, den die Vorsehung jedesmal verhängt, so oft die Menschen ihren Absichten entgegen kämpfen. Sie sind alsdann wie durch Zauberspruch gefesselt; sie machen alle

Bewegungen, als ob sie frei und ungebunden handelten, und doch kommen sie nicht vom Orte, wie sie sich auch mühen mögen; sie können nicht aus dem engen Kreise brechen, der um sie her gezogen worden; denn Gott hat ihre Leidenschaften gegen sich selbst bewaffnet, und im Antagonism Alles dermaßen abgewogen, daß sie sich einander fast verrennen, und kein Fortkommen ist, bis sie seinen Willen thun, und dem sträflichen Eigensinn entsagen. Dann ist der Ausgang leicht, und ohne Kampf und ohne Anstrengung zu erlangen; handelt ihr einstimmig mit den Weltgesetzen, dann wächst auch Alles wie von selber zu, und fügt sich unter euern Händen; alle Sterne sind euch günstig, während im Widerspruche die Steine des Feldes euch feindlich sind, und nichts fördert, noch gelingt. Ihr dürft die Magnetnadel nicht stellen, und nicht richten in den magnetischen Meridian; überlaßt sie nur sich selbst, und schnell wird sie vom großen Strome der Anziehung er=

griffen, und zum rechten Punkte hingelenkt; all eure Gewalt aber reicht nicht hin, in der kleinsten Nadel die Ordnung der Pole, und ihre Anziehung und Abstoßung umzukehren.“ Unterm 19 April: „Schon dröhnt und kracht das alte europäische Gebäude in allen einen Fugen; es heulen unterirdische Stürme in den Höhlen unter unsern Füßen; in leichten Zuckungen bebt schon die Erde und kündigt das Nahen der unterirdischen Gewalten an, und wir wollen nicht aus unsern alltäglichen Geleisen weichen; wir bleiben immer in unsern morschen wankenden Kanzleistuben, bis sie über unserm Haupte zusammenbrechen, und uns zerschmettern. Was würde Alles uns verschlagen, stünden wir in rechter Fassung fest auf unserer Erde, jedes an seiner Stelle, klar und licht die Gefahr überschauend, und unsere Mittel ihr entgegen ordnend; aber diese Verblendung, die uns überschattet seit so langen Jahren, sie ist das einzige Furchtbare: denn wenn die Schicksalsmächte den

Untergang beschlossen, dann verhüllen sie das Haupt ihres Opfers mit dunkelm Qualm, damit er in der Finsterniß in sein Verderben renne. Darum ihr Fürsten, laßt durch die Stimme eurer Völker euch beschwören, zerreißt endlich, wenn es noch möglich ist, die Netze, die euch verstricken; seit dem Rieder Vertrag und noch früher hin, ist's eine Kette von Irrthümern, die, einer den andern erzeugend, eine ganze Geschlechtsfolge von Geburten einer fruchtbaren Unglücksmutter euch umschlungen und gebunden, und auf jedem Schritte zum Guten hemmt, das ihr selbst selbst so ernstlich zu fördern wünscht, und die endlich jenes entsetzliche Resultat herbeigeführt, vor dem jetzt die Welt erschrickt. Selten hat die Bosheit mitgewirkt, die man ernstlich zürnend anklagen könnte, überall eine unglückselige Täuschung, jene Mala, die ein tiefsinnig östliches Volk in allen menschlichen Dingen erkannt, wie sie den Sterblichen den Sinn verwirrt, und sie in der

Irre treibt. Es ist nicht mehr die alte Zeit des vergangenen Jahrhunderts, kleinlich und feist im Herkommen sich bewegend; mächtig schwingt der Geist die Flügel, und der das unmuthige Roß zu bändigen nicht versteht, wird herabgeworfen. Darum sollte schwacher Rath nicht länger gegeben werden, und gegebener nie gehört, das Gepränge der Worte kann nichts mehr bedecken, denn es reicht nirgends aus; noch weniger mögen herkömmliche Formen verhüllen, was gewaltsam durch sie alle bricht. Wie ein neues Heer geschaffen worden, und ein neuer jugendlicher, frischer Geist in den Kleindienst hinein gefahren, und nun im Felde jene Wunder hervorgebracht, die wir gesehen; so muß auch im Cabinette in den Kamaschendienst der Diplomatik endlich ein neues Leben kommen; die Politik muß sich verjüngen, und der Quell frischer Jugendkraft nicht länger in die Wüste abgeleitet werden, daß er die Höfe tränke, wie er das Volk getränkt, damit

beide nicht länger trennend sich auseinander scheiden.“

Unterm 23 August: „Der wird sich verderben, der im Sturme dieser Tage von feister Trägheit sich bemeistern läßt, und keine andern Ideen als die dummen Gedanken abgestandener Politik und herkömmlicher Erbärmlichkeit denken mag, oder in den Holzschuhen des Schlendrians schwerfällig nachtrampelt, wenn die großen historischen Gestalten vorüberziehen. Es gilt kein Weigern und kein Zaudern, alle müssen in den großen Stromgang hinein, der die Geister ergriffen hat; wer Richtung und Bahn zuerst erkennt, der wird zuerst am Ziele seyn, und von dem unbekannten Lande Besitz ergreifen; die aber zuletzt kommen, werden nur das erlangen, was die Wachsamkeit ihnen übrig gelassen. Also soll keiner sagen, wie wir früher wohl gehört, ja wir sind guten Willens sicherlich gewesen, und haben das Gute ernstlichen Sinns gewollt; wäre es nach uns gegangen,

die Dinge hätten ein anderes Ansehen gewonnen, und die Nation wäre befriedigt worden, aber die Andern haben argen Muth getragen, sie haben unsere Vorsätze mit Eifersucht und vorgefaßten Meinungen durchkreuzt, und so sehr wir uns bemüht, haben wir zu keinem gedeihlichen Ziele gelangen mögen. Nein, wer ernstlich will, dem fügen sich die Dinge gehorsamlich, wenn seine Willensmeinung nicht mit höhern Rathschlüssen im Widerspruche steht, und daß der Volkswille jetzt Gotteswille sey, hat sich in dieser Zeit wohl klar und unverkennbar ausgewiesen, indem Alles gelungen, was mit ihm übereinstimmt, und Alles jämmerlich zu Schanden worden, was ihm widerstrebt. Wollt das erkennen, ihr, die ihr rathschlagt in den schweren verhängnißvollen Zeiten, mehr um des eigenen Heiles wegen, als um der Geschichte willen, denn, wie auch der Rath ausfalle, es ergeht doch was Rechtens ist, und Gottes Rathschluß wird nicht geändert,

wenn auch die Mittel zur Ausführung anders werden, und durch Blut gewonnen wird, was durch freie Selbstbestimmung leichter erhalten werden könnte. Seht die Zeit, wie sie mit dem feuerschnaubenden Gespann der Donnerpferde tief in die Erde pflügt, daß die ausgeworfenen Furchen wie die Bahn des Schiffes in den Meereswellen in hellem Lichte leuchten. Wollet nicht immer nachhinkend in den wohlbereiteten Boden, tauben Samen und Unkraut säen, damit nicht, ist die Zeit der Ernte herangekommen, und der Herr herabgefahren, um mit goldener Sichel den gereiften Weizen zu schneiden, er nur Dorn und Disteln finde, er in Zorn entbrenne, und wieder zu Gericht gehe, wie er über den vertriebenen Bösewicht gerichtet, dafür, daß er Gift gesäet. Es siedet der Hafen auf Feuersgluth; die ihn besprachen mit geheimen Sprüchen, mögen sich hüten, daß sie das rechte Wort erwählen, damit nicht ein furchtbares Verhängniß aus der schäumenden Masse

steige, und die nächsten zuerst erwürge. Furchtbarlich ernst sind die Zeiten, niemand soll mit ihnen zu spielen wagen, nur mit Muth, Kraft, Ernst und Gerechtigkeit lassen die Unwetter sich beschwören, die von vielen Seiten über uns zusammenziehen."

Endlich wird unterm 16 December vorausgesagt: „Das Basilisken-Ei, das der französische Hof gelegt, und das die deutsche Einfalt auszubrüten sich bemüht, wird früh genug ausgehen; und jene zarte Politik soll nur keine Sorge tragen, sofern sie fortfährt, wie sie guten Anfang zu machen sich willig zeigt, das alte Schlaraffenleben in Deutschland wieder einzuführen, wird das goldne Jahrhundert nicht halb vergangen seyn, und diese wiedergebornen Franzosen, in deren Geburtswerk sie so erbarmend und zuthätig Hebammendienst geleistet, werden wieder dieß- und jenseits des Rheines brennen, und sich sodann nach Wien auf die Reise begeben."

Was war der Dank für diese Warnungen

und Prophezeiungen, die in kurzer Frist sich als so wahr bewährt? Der rheinische Merkur wurde unterdrückt, und als Görres darauf in der Schrift: „Deutschland und die Revolution" dringender, und in alle Bedürfnisse der Zeit tiefer und umständlicher sich einlassend, seine Meinung wiederholt, ward er gezwungen, den vaterländischen Boden zu verlassen, dessen Ehre er so warm vertheidigt, dessen Zukunft er so hell vorausgesehen, dem er so goldwerthen Rath ertheilt. Und wenn man ihn speciell als Rheinländer betrachtet, so war sicher kein Mensch mehr im Stande, als er, des Volkes Liebling, die Ueberrheiner an das gemeinsame deutsche Interesse zu fesseln, und in den Gauen der neuen Ubier wieder deutsche Gesinnung anzupflanzen. Doch er mußte zu den Galliern flüchten, und fand eine Freistätte nur bei Denen, zu deren Verderben er geredet. —

Wenn Görres in jüngerer Zeit sich untreu geworden ist, und den Liberalismus mit Ge-

häſſigkeit bekämpft hat, ſo weiß ich dieß freilich auf keine Weiſe zu vertheidigen. Die Bewegung der Zeit, der Görres ſich jetzt entgegenſtellt, iſt nur hervorgegangen aus dem Gefühle, daß der Zuſtand, der 1815 begründet wurde, nicht dauern könne, und dieſes Gefühl hat Niemand eher gefühlt und kräftiger ausgeſprochen, als gerade Görres im rheiniſchen Merkur.

Noch einen andern wackern Vaterlandsfreund, der nicht minder von der Zeiten Unbill gelitten, fand ich in München wieder, meinen alten Jenenſer Lehrer Oken. Er iſt ſich treu geblieben, unverrückt. Mit Standhaftigkeit hat er ſich der Fluth gemeiner Zumuthungen unter allen Umſtänden entgegen geſtemmt, und des Lebens kümmerliches Loos mit feſter Hand gezogen.

An dem Sonntag, den ich in München zubrachte, hielt König Ludwig in voller Uniform zu Pferde eine große Parade, und zwar, wie man mir ſagte, das erſtemal ſeit ſeiner

Thronbesteigung. In der Ständeversammlung, die ich ebenfalls besuchte, wurde gerade über die für öffentliche Prachtbauten verwendeten Summen debattirt, welche die Stände, als nicht verfassungsmäßig von ihnen bewilligt, auch nicht als aus der Staatscasse, sondern nur als aus der Privatcasse des Königs geflossen, anerkennen wollten. Die Stimmung zwischen dem Hofe und den Ständen war daher sehr gespannt. Das Volk habe ich überall, ohne Ausnahme, mit den Ständen einverstanden, und die Redefreiheit ungezügelt gefunden.

Viertes Capitel.

Wasserburg. — Traunstein. — Die österreichische Gränze. — Betrachtungen über Deutschland.

In den Tadel der Münchner Witterung muß ich vollkommen einstimmen. Ich war nur vier Tage in München, aber an jedem wechselte glühende Sonnenhitze plötzlich mit Wind, Regen und empfindlicher Kälte ab. So wie ich die bayerischen Ebenen betrat, stellte sich auch das Unwetter ein, und verschwand wieder, sobald ich sie verließ. In Schwaben dießseits, in Oesterreich jenseits fand ich wieder das schönste Wetter und die der Jahrszeit angemessene Temperatur.

Am 27 Junius fuhr ich mit dem Eilwagen von München nach Salzburg, weil

ich den schönen Gebirgsweg dem ebenen Wege über Braunau vorzog. Ich kam an dem Schlachtfelde von Hohenlinden vorbei, durch einförmige, mit Aeckern und Tannenwald abwechselnde Gegenden. Erst das reizende Innthal unterbricht diese Einförmigkeit. Die Stadt Wasserburg, auf einem kleinen Vorgebirge, um welches der Inn rings herum läuft, liegt im höchsten Grade romantisch, und erhält ein besonders originelles Ansehen durch die flachen italienischen Dächer, eine Bauart, die von hier bis nach Linz durchgängig vorherrscht, und sehr deutlich an die ehemalige Anwesenheit der Römer in diesen Gegenden erinnert. — Wenn man die Brücke über den Inn passirt hat, geht der Weg sehr steil bergan. Ich stieg einen nähern Fußweg hinauf, und war nicht wenig erstaunt, an diesem äußerst engen Pfade, auf dem kaum zwei Menschen einander ausweichen können, gleichwohl eine Warnungstafel zu lesen, auf welcher geschrieben stund:

„Auf diesem Fußweg zu fahren oder zu reiten, ist bei Strafe verboten."

Weiterhin, zwischen Salzburg und Linz findet man eine andere Tafel, auf welcher steht:

„Bettelei ist bei 6 Reichsthalern Strafe und unnachsichtlicher Verschiebung verboten."

Man fährt noch eine Weile durch die einförmige Hochebene, bis bei dem lieblichen Traunstein ein weites Thal und die Aussicht auf die Gebirge sich öffnet. In dem Posthause, dessen Besitzer ein ehemaliger katholischer Geistlicher ist, empfing uns ein schönes Mädchen, deren unschuldiger Ausdruck und zarte Jugendfrische die Nähe der Hochgebirge verrieth. Nie sah ich ein schöneres Erröthen, als auf den Wangen dieses Kindes. Das Erröthen ist gewiß eine Kunst, aber nur die Natur vermag sie auszuüben.

Es wurde Abend, und die schönen Formen

der Salzburger Gebirge verloren sich in der Dämmerung. Die Nacht blieb warm, und die rasche Fahrt auf ebener Straße sehr angenehm. Unzählige Glühwürmer schwärmten auf dem Wege, und schienen die schnaubenden Rosse zu necken. So erreichten wir den Schlagbaum des Kaiserthums.

Bevor ich die verhängnißvolle Gränze zwischen der jungen und alten Welt, zwischen der linken und rechten Seite Europa's, zwischen dem constitutionellen Westen und absolutistischen Osten überschreite, sey es mir gegönnt, ein wenig auf dem weströstlichen Divan auszuruhen, und einige Betrachtungen über unser halbirtes Vaterland anzustellen.

Auf der einen Seite hört man reden: „Laßt uns zu den Franzosen halten, denn Frankreich allein vermag dem Absolutismus zu trotzen. In Frankreich ist das Hauptquartier der Freiheit; und es ist daher die Pflicht aller Liberalen, sich an Frankreich an=

zuschließen, die Cadres von Frankreich zu verstärken, und so die Freiheit zuletzt in ganz Europa triumphiren zu machen. Wirft man uns ein, wir wollen unser deutsches Vaterland verläugnen und Franzosen werden, so antworten wir: dieß ist ein ausgebrauchter Kunstgriff. Wir hassen keine andere Nation mehr deßwegen, weil sie eine andere ist. Nicht die Geburt, sondern die Gesinnung macht verwandt oder entfremdet. Es gibt eigentlich in unsern Tagen keine Nationen mehr, es gibt nur noch Menschen, und jeder Mensch, der mit uns für die ewigen Rechte der Menschen streitet, ist unser Bruder. Alles Gerede von Deutschland aber, wie wir es jetzt wieder hören, ist verwerflich, weil es nur ein Köder für die Dummen und Schwachen ist, weil dieser affectirte Patriotismus nur von der absolutistischen Partei ausgeht, die unter dem Vorwande die deutsche Nationalehre zu schirmen, nur den Despotismus erhalten will. Wenn wir diesem Schmeicheltone

folgen, wenn wir zum zweitenmale wähnen, das Vaterland zu retten, während wir unbewußt das Grab seiner Freiheit graben, so sind wir zu dumm, um frei zu seyn, und verdienen unsere Schmach."

Auf der andern Seite hört man dagegen: „O ihr Thoren, die ihr glaubt, die eigene Freiheit zu retten, indem ihr den Ausländer als Wächter darüber setzt. Kein Volk war je des andern Freund, am wenigsten aber waren die Franzosen jemals unsere Freunde. Wenn sie unsere Freiheit zu schützen versprechen, so ist dieß in den Augen jedes Welterfahrnen nur ein Köder für die Dummen und Schwachen, denn im ersten Freiheitsrausche scheinen sie unsere Befreier, und wie am nächsten Morgen der Rausch verfliegt, ist von der Freiheit nichts mehr zu spüren, die Usurpation aber bleibt, und das grausame Recht des Eroberers enttäuscht die Verblendeten zu spät. Im Namen der Freiheit wird uns der Franzose Bruder nennen, um

uns bald im Namen seiner Habgier, seines Ehrgeizes, seiner Eitelkeit Sklaven zu nennen. Es ist nicht wahr, daß es keine Völker, sondern nur Menschen gibt. Im Gegentheil, es gibt keine Menschen, sondern nur Völker. Das Vaterland hat das älteste unveräußerliche Recht an uns, das ewig dasselbe bleibt, und das Nationalinteresse darf niemals einem vorübergehenden Tendenz- oder Partei-Interesse geopfert werden. Die Haut ist uns näher als das Hemd, das Vaterland näher als der Staat. Der Staat ist der Veränderung unterworfen, nicht aber das Vaterland, und um die einer Partei günstig scheinende Veränderung im Staate zu bewirken, darf doch niemals das Vaterland aufgeopfert werden. Bewahren wir nur die Integrität des deutschen Vaterlandes, so haben wir immer noch Zeit, uns darin bequem einzurichten. Um aber diese bei einer neuen europäischen Krise so sehr gefährdete Integrität zu bewahren, ist es Pflicht jedes Deutschen, sich an die

großen Mächte anzuschließen, deren eigenes Interesse jene Integrität ist."

So reden die Parteien, und es ist nicht zu läugnen, daß beide in gewissem Sinne Recht haben. Der ächte Patriot, der zugleich für die Freiheit und die ewigen Menschenrechte, und zugleich für die Integrität, Einheit, Macht und Ehre des deutschen Vaterlandes glüht, theilt die Besorgnisse beider Parteien. Er besorgt Gefahr für die Freiheit, wenn der Absolutismus gegen Frankreich siegt, und er besorgt Gefahr für das deutsche Nationalinteresse, wenn Frankreich siegt.

In den Besorgnissen auf diese Weise mit beiden Parteien einverstanden, kann der ächte Patriot doch nicht die Mittel billigen, zu welchen beide Parteien rathen. Er kann sich weder unbedingt den Franzosen in die Arme werfen, noch auch dem Absolutismus.

Nun geräth der ächte Patriot zwischen Hammer und Ambos. Die Liberalen wollen

nichts als das Wort Freiheit hören. Klingt ihnen etwas von Deutschland in die Ohren, gleich fahren sie auf: „Du willst uns an Rußland verkaufen.“ Die Servilen wollen ihrerseits nichts von der Freiheit hören, und spricht man davon, gleich fahren sie auf: „Du willst uns an Frankreich verkaufen.“

So finden wir die Freiheit und das Vaterland, die ewig unzertrennlich mit einander verbunden seyn sollten, gegenwärtig in Deutschland getrennt, und feindlich einander gegenüber gestellt. Ein verhängnißvolles Mißverständniß.

„Es kann allerdings noch großes Unheil daraus entstehen,“ äußerte ein ältlicher Mann, der neben mir im Wagen saß, und dem ich diese Betrachtungen mittheilte. „Indeß,“ fuhr er fort, „wird das Ende vom Liede doch eine Wiedergeburt Deutschlands seyn. Es wird Deutschland einmal im Ganzen gehen, wie es Preußen im Einzelnen gegangen ist. Ich habe Preußen im Jahre 1806 gesehen,

und dann wieder im Jahre 1813, und daraus den Schluß gezogen, daß man nur recht auf dem Deutschen herumzutreten braucht, um ihn tapfer, großherzig, einig, klug und was man will zu machen. Man muß ihn wie ein Vieh behandeln, damit er ein Mensch wird. Lassen Sie daher nur die Franzosen kommen, oder die Russen, oder beide zugleich; lassen Sie Deutschland zur Hälfte von diesen, zur Hälfte von jenen erobert werden, lassen Sie die Deutschen ausplündern, knuten, schinden, und item, Sie werden sehen, das hilft am besten; nach einer solchen Pferde-Cur steht die deutsche Nation frisch und gesund wieder auf.“

„Glauben Sie aber nicht, daß die alten Erbübel der Deutschen, Uneinigkeit und Nachahmungssucht, der kleinliche Provinzialgeist und die Unterwürfigkeit gegen alles Fremde, immer wieder verschlagen werden? Gesetzt, die Deutschen hätten sich einmal zusammengerafft, die Fremden rechts und links, wie Simson die Philister, zu Boden geworfen,

so möchte ich fast wetten, es vergehen nicht zehn Jahre, so sind sie schon wieder uneinig unter einander, beneiden einander, schneiden einander die Nahrung ab, verklagen einander bei den Fremden, schließen Bünde gegen einander mit den Fremden, nach wie vor, denn Art läßt von Art nicht, und eine fast zweitausendjährige Erfahrung spricht für die Regel.“

„Ich bin dieser Meinung auch,“ sagte der alte Mann, „allein diese ganze Erfahrung beweist eben nur, daß das deutsche Volk, wenn es sich selbst überlassen ist, nichts mit sich anzufangen weiß, sondern auseinanderfällt, wie ein Brei, und daß es eben daher fremden und äußern Einflüssen leicht erliegt, und unter allen möglichen Völkern am leichtesten zu dupiren und zu regieren ist. Nun ist es bisher immer nur zu Gunsten fremder Interessen und zu seinem Nachtheile dupirt und regiert worden; es kommt also nur darauf an, daß es einmal zu seinen eigenen Gunsten, in seinem eigenen Interesse mißhandelt würde.

Dieß vermöchte nur ein großer Mann, der zugleich Deutscher wäre, und in Deutschlands Größe seine eigene sähe, ein deutscher Napoleon, ein zweiter Karl der Große, der aber viel klüger handeln müßte, als der erste."

„Wenn ich ein solcher wäre," sagte der alte Mann, indem ich über die kleine, schwächliche und kränkliche Figur, die er dabei machte, lächeln mußte, „wenn ich ein zweiter Karl der Große wäre, so würde ich schreckliche Dinge thun, über die sich die ganze Welt verwundern sollte. Was aber die guten Deutschen betrifft, so würde ich sie vor allen Dingen, wie Semiramis die Babylonier, zusammentreiben, und sie müßten mir eine ungeheure Riesenstadt in der Mitte von Deutschland bauen, mit einer vorläufigen Dotation von wenigstens einer Million Einwohner. Wenn ich erst eine solche Stadt hätte, dann wäre mir für die Fortdauer meines Reichs nach meinem Tode nicht mehr bange. Die Deutschen würden ganz von selber einig bleiben, bloß weil

eine Million Menschen zu faul seyn würde, sich wieder zu dislociren, und weil eine Million Menschen auf Einem Fleck beisammen die Einheit der übrigen vierzig Millionen unfehlbar sichern."

„Und wo würden Sie diese Stadt gründen?" frug ich.

„Ich würde Bamberg vergrößern, und bis an den Main führen. Diese Stadt hätte dann einen schiffbaren Fluß, an der alten Babenburg eine Akropolis, und läge mitten in einer reichen Fruchtebene, wodurch sie mit hinlänglichen Lebensmitteln versorgt werden könnte. Was aber die Hauptsache wäre, diese Stadt läge zugleich in der geographischen, militärischen und mercantilischen Mitte von Deutschland, gleich weit entfernt von allen Gränzen, geschützt ringsum durch Gebirge und Festungen, und im Durchschnittspunkte der großen Handelsstraßen von Süd und Nord, Ost und West. — Um dieser Stadt eine noch größere mercantilische Bedeutung zu geben,

würde ich auch einen längst gefaßten Plan endlich ausführen, und die Donau mit dem Main vermittelst der Altmühl und Regnitz verbinden, welcher letztere Fluß gerade bei Bamberg in den Main fällt.“

„Wenn aber nun,“ warf ich ihm ein, „wenn eine solche Riesenstadt existirte, würde sie nicht auf Deutschland, wie Paris auf Frankreich, einen nachtheiligen Einfluß haben?“

„Ich weiß wohl,“ sagte der Alte, „daß man den deutschen Provinzialgeist zu rühmen pflegt, weil er die Einseitigkeit, Monotonie und Uniformität, die in Centralstaaten so oft der Volksthümlichkeit Zwang anthut, von uns fern gehalten und jeder eigenthümlichen Fähigkeit und Tendenz ein Asyl, und Raum zur Entwicklung gegönnt hat. Kann denn aber diese Mannichfaltigkeit nicht auch innerhalb einer Einheit bestehen? und müßte sie nicht innerhalb dieser Einheit sogar noch besser gedeihen? Muß man unter der Einheit nothwendig eine Uniformität verstehen? Sie soll nichts we=

niger als die eigenthümlichen Keime mannichfacher Entwicklung ersticken, vielmehr dieselben beleben, wie in der Einheit des Organismus alle Organe, jedes auf seine besondere Weise, ihr volles Leben finden. Eine Mannichfaltigkeit ohne diese organische Einheit ist eben so verderblich, als eine Uniformität ohn diese Mannichfaltigkeit. Hat die Eigenthümlichkeit der deutschen Stämme sich weniger geltend gemacht, da noch alle in Einem Reiche verbunden waren? Würde sie selbst dann untergehen, wenn sie aufs neue in Ein Reich und noch inniger durch eine große Centralstadt verbunden würden? Gewiß nicht. Wenn auf der einen Seite auch mitten in Deutschland ein London oder Paris läge, würde auf der andern der Bewohner der südlichen Gebirge und der nördlichen Sandwüsten doch sicher seine Eigenthümlichkeit sich bewahren; aber durch den Gegensatz würde diese Eigenthümlichkeit nur desto schöner hervorleuchten, und zugleich würden alle üblen Folgen des

Provincialismus wegfallen. Große Geister würden sich nicht mehr isoliren und einsam verbauern, oder auf hypochondrische Narrheiten verfallen. Sie würden als die Elite der großen Nation in der Centralstadt auf der größten Bühne vor allem Volke ihre Talente an einander ausbilden und wetteifernd glänzen.

In engem Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Auf diese Weise würde der Handel sammt allen Gewerben einen neuen großen Schwung erhalten, und der kleine Krämergeist und die Verkümmerung durch Mauthen und Zölle wieder aufhören. Alle Erbärmlichkeiten der kleinen Höfe, kleinen Pfahlbürgerrepubliken, kleinen Armeen, kleinen Dikasterien, kleinen Akademien, kleinen Compagnien würden wegfallen. Alles Gehässige würde wegfallen, was dem isolirten Leben durch seine Isolirung anklebt; aber darum würde keineswegs das Schöne und wahrhaft Gute der besondern

Eigenthümlichkeit wegfallen. Der Alpenbewohner würde immerhin, wie die Alpen selbst, seine Natureigenthümlichkeit bewahren, denn die Natur ändert sich nicht. — Man hat für die Poesie gefürchtet. Guter Gott! wie die Quellen ewig vom Schwarzwalde fließen, so wird auch in Schwaben ewig der süße Quell des Gesanges nicht versiegen, möchte auch eine noch so große Stadt ferne in den Ebenen sich erbauen. Was wir haben, würden wir nicht verlieren; wir würden nur dazu gewinnen, was uns noch fehlt.“

„Das ist alles recht schön und gut in der Idee, lieber Herr,“ sagte ich, „aber wie Sie da hier neben mir auf dem Postwagen sitzen, werden wir wohl beide die Welt ihren Gang gehen lassen, und können nichts daran ändern.“

Ein junger Doctor aus Leipzig, der bisher mit großer Besorgniß zugehört hatte, weil ihm solche Gespräche in der Nähe der österreichischen Gränze höchst bedenklich vor-

kamen, machte nun jetzt auf Einmal ein freundliches Gesicht, weil er sich einbildete, meine Aeußerung gegen den Alten bezwecke, das Gespräch abzubrechen.

„Ja, überhaupt,“ stotterte er, „möchten wir doch jetzt nicht von Politik sprechen, Sie wissen ja“ —

„Nichts weiß ich,“ fuhr ihn der Alte an, „als daß die Welt verkehrt ist, daß heut zu Tag das Alter wild und die Jugend zahm ist, die Philister mit grauen Haaren renommiren, und die Studenten sich fürchten.“

Ich lenkte ihn von dem Doctor ab, indem ich fortfuhr: „Um wieder auf unser Gespräch zurück zu kommen, alter Herr, glauben Sie denn, daß Ihre Träume bald in Erfüllung gehn werden?“

„Warum nicht?“ erwiderte er, indem er die fünf Finger seiner linken Hand ausstreckte, um mit dem Zeigefinger der rechten daran zu zählen: „Erstens bekommen wir

Restauration, diese führt zweitens zur Revolution, diese drittens zum Kriege, der Krieg viertens zur Dictatur, und so braucht es fünftens nur eines deutschen Dictators, etwa eines zweiten glücklichen Wallenstein, um alle die Träumereien Ihres gehorsamen Dieners, über die Sie spotten, zur Wirklichkeit zu machen."

„Ich kann Ihnen nicht verbergen," war meine Entgegnung, „daß ich die Gewalt zwar für ein letztes Heilmittel in allen politischen Krankheiten halte, jedoch vor ihrem Mißbrauche in der unrechten Hand erschrecke, und für das Heil der Menschheit überhaupt, so wie für das der Deutschen insbesondere, mehr von den allmählichen Entwicklungen der Vernunft, als von den raschen Schlägen der Gewalt erwarte. So bin ich überzeugt, wird Deutschlands Glück in der Zukunft weniger vom Resultate der Kriege, als von der Bildungsstufe des Volkes abhängen. Große Kriege haben das Eigenthümliche,

daß sie die Gedanken, die vor ihrem Ausbruche die Menge erfüllt, verwirklichen, aber auch nicht über die Schranken dieser Gedanken hinausgehn. So sind wir Deutschen nach dem Reformationskriege nur zum ruhigen Genusse der Religionsfreiheit gelangt, bis zu welcher wir uns vor diesem Kriege herangebildet hatten, keinen Schritt weiter. So sind auch die Franzosen, nach allen Stürmen der Revolution und der Napoleonischen Periode, keinen Schritt weiter gelangt, als zum unbestrittenen Genusse der bürgerlichen Rechte, welche die öffentliche Meinung beim Ausbruche der Revolution verlangte. Ihre Freiheit nachher entsprach genau ihrer Bildungsstufe vorher, die bekanntlich in den Cahiers von 1789 ihren Ausdruck fand. So sind endlich die Deutschen nach dem sogenannten Befreiungskriege zu keinem glücklichern Resultate gekommen, als das uns allen bekannte, weil ihre politische Bildungsstufe vorher noch eine äußerst niedrige war. Wir

hätten damals die Welt erobern können, und würden doch im Innern unserer Staaten nicht besser reformirt haben, weil die karge Reform von 1815 nur den kargen politischen Begriffen der Deutschen vor dem Kriege entsprechen konnte. Wären wir politisch gebildeter vorher gewesen, wir hätten auch nachher mehr erlangt. Ich stelle unbedingt und für alle Fälle den Satz fest, daß das Resultat eines Kriegs allemal gleich ist der Bildungsstufe im Frieden vor dem Kriege."

„Dieser Satz findet seine Anwendung auf die Gegenwart. Es folgt daraus, daß wenn wir im Frieden an politischer Bildung gewinnen, künftige Kriege uns die Früchte dieser Bildung bringen werden. Wir dürfen vom Kriege nur gerade so viel und nicht mehr und nicht weniger erwarten, als wozu wir uns durch unsere in der ruhigen Besinnung und Ueberlegung des Friedens gewonnene Bildung fähig gemacht haben. Das, worüber wir uns jetzt verständigen, was jetzt als

Zeitgeist anzusehen ist, was der Glaube der Mehrheit jetzt ist, das und nichts Anderes wird künftig wirklich. Wenn der Krieg beginnt, bleibt die Bildung der Zeit auf der Stufe stehen, auf der sie sich gerade befindet. Alle Katastrophen, große Schicksale, große Männer, glänzendes Glück und Unglück des Kriegs sind nur eine vorübergehende Episode. Zuletzt wird doch wieder Friede. Dieser Friede aber fängt damit an, womit der frühere Friede aufgehört, indem er dessen Forderungen verwirklicht. Sind wir freisinnig vor dem Kriege, so wird der neue Friede uns die Freiheit bringen; sind wir in der Gesinnung einig, wünschen wir allgemein die Einheit, so wird sie uns der neue Friede wirklich bescheren; sind wir aber sklavisch und uneins, so werden uns alle europäischen Katastrophen nachher finden, wie vorher, und wir können uns auf eine noch härtere Sklaverei, auf noch schärfere Trennungen gefaßt machen. Der Krieg hat nie eine andere

Frucht geboren, als die zuvor im Frieden empfangen und ausgebildet worden.“

„Mithin betrachtete ich die Belebung des constitutionellen Geistes in Deutschland, die innere Durchbildung desselben und die äußere Popularität, deren er sich erfreut, als die sichersten Garantien des künftigen Glückes, welche Chancen auch der Krieg darbieten mag. Die Deutschen wollen jetzt la vérité de la charte, sichere Garantien und consequente Ausbildung des constitutionellen Repräsentativ=systems. Dieß ist ohne die Einheit noch nicht Alles, aber es ist immerhin viel, und wird Früchte tragen. Es scheint, die große Re=form soll von unten herauf mit dem kleinen Detail beginnen, um sich endlich einmal oben in der Pyramide zu vollenden, und dieser Gang der Dinge ist vielleicht der beste. Denken wir uns den umgekehrten Gang, denken wir uns, was Sie, mein Herr, wollen, einen gewaltigen Kriegsfürsten, welcher zwar Deutschlands Einheit gründete, aber zugleich

auch seinen Despotismus, so würden wir bitter beklagen müssen, uns nicht zuvor im Geiste und in der Taktik der constitutionellen Freiheit durchgebildet zu haben, um den Gewaltherren Schranken zu setzen. Wehe uns, wenn je das kleine, das Privatinteresse, das bürgerliche, das Municipal- und Provincialinteresse einem despotischen Staatsinteresse geopfert werden sollte. Dann wäre die Einheit ein Fluch. Wenn aber durch die Durcharbeitung und Einfleischung des constitutionellen Geistes die einzelnen Interessen erst wohl gewahrt sind, dann kann auch die Einheit Deutschlands nur Segen bringen, indem sie durch die Vereinigung und in einander greifende Harmonie alle Kräfte verdreißigfacht, allen einen dreißigfachen Raum der Entwicklung gibt."

„Doch still! nur hier um Gottes willen nicht mehr raisonnirt. Sie machen uns alle unglücklich" — rief der junge Doctor aus Leipzig — „merken Sie denn nicht, daß

der Mauthbeamte schon mit der Laterne kommt?" Wir hielten wirklich vor dem Schlagbaume, und der Mann mit der Laterne war da; aber er that dem jungen Doctor nichts, der bis an den Schlagbaum aus Leibeskräften Riesenwolken von Tabak ausgeblasen hatte, um keinen confiscablen Rest im Beutel mit über die gefährliche Gränze zu nehmen.

Ich fand übrigens die österreichische Mauth, wie die Post, so höflich und gefällig, als irgend eine in der Welt, und wurde in dieser Hinsicht auf meiner ganzen Reise durch das Oesterreichische nie — auch nur im geringsten belästigt, welches ich zur Steuer der Wahrheit hiemit dankbar niederschreibe.

Auch mit dem Raisonniren nahm es Niemand genau. An der Abendtafel in Salzburg, und überall unterwegs wurde politisirt, so frei und ungenirt, daß der junge Leipziger Doctor aus Angst allen Appetit verlor.

Ich will übrigens von dieser damaligen Licenz nicht auf frühere Zeiten schließen. Es wurde mir überall gesagt, daß man sich erst in jüngster Zeit in einer früher unbekannten Redefreiheit exercire, tout comme chez nous. Aber man that es doch.

Fünftes Capitel.

Salzburg. — Der Untersberg. — Das Schloß. — Die Kapuziner. — Steinbühler. — Die Kärnthner-Alpen. — Die schönen Linzerinnen. — Das Donauthal.

Da mich sehr heiteres Wetter begünstigte, ging ich noch vor Sonnenaufgang aus dem Hause, um die weltberühmte Schönheit der Salzburger Gegend von dem Schloßberge aus zu genießen. Diese in der That bezaubernde Gegend, die mir im ersten Morgenrothe doppelt schön erschien, hat ungemein viel Aehnlichkeit mit der Umgebung von Luzern, wenn man sich das Thal, welches die Salza durchfließt, als den See denkt, den Untersberg als den Pilatus, den Gaisberg als den Rigi, das Thal von Berchtesgaden als das

Thal von Unterwalden, und den Gebirgspaß zur Linken am Tennengebirge als das Urner-Loch. — Als ich nach langer Zeit hier in Salzburg wieder die ersten Schneeberge sah, war auch meine Seele nach der geliebten Schweiz versetzt, und ich brachte den silberblinkenden Firnen den Tribut wehmüthig süßer Erinnerungen.

Am imposantesten unter den nahe liegenden Bergen nimmt sich der sagenberühmte Untersberg aus, in welchem Carolus Magnus noch heut zu Tage seine Tafelrunde halten, und aus welchem er dereinst hervorgehn soll, wie Friedrich Barbarossa aus dem Kyffhäuserberge in Thüringen. Wie dem Christen im Allgemeinen die Wiederkehr des Messias und das tausendjährige Reich in goldener Ferne vorschweben, so dem Deutschen insbesondere die Wiederkehr eines großen Kaisers und eine Glanzperiode des Ruhms und Glückes. Dieser schöne Volkstraum ist wohl um so natürlicher, als er vielleicht einst in

Er-

Erfüllung gehen wird. Die Deutschen werden niemals die Erinnerung an ihre Einheit verlieren, und je freier sie werden, um so mehr wird sich ihnen auch das Bedürfniß der Einheit aufdrängen, und von einer Einheit Deutschlands kann man in der That nicht genug Erhebendes, Glänzendes, Ruhmvolles, wahrhaft Kaiserliches erwarten. Der Gedanke schon ist in Gold gefaßt, und strahlt wie ein Heiligenschein.

Es gibt noch mehr solcher prophetischer Volkssagen, die eben so natürlich sind, und eben so gewiß in Erfüllung gehen werden. Darunter gehört die Sage, daß Polens alte Krone geheimnißvoll in einem Kloster bewahrt und nicht eher wieder zum Vorscheine kommen werde, bis wieder ein Piast sie tragen werde. Nun? Hat Polen nicht durch seinen neuen Tod bewiesen, daß es eben noch lebt? — Kann eine solche Nation untergehen? Muß sie nicht, wird sie nicht beim ersten besten Glückswechsel in ihrer Herrlich-

keit aufstehen? — Noch eine ähnliche Sage ist die, daß einst die Schweizeralpen sich spiegeln würden im Belt. Daran ist gar nichts Wunderbares. Die Freiheit, welche zur Zeit, da diese Sage entstand, allerdings nur auf den Bergen wohnte, ist seitdem niedergestiegen in die Thäler und Ebenen, und bis zu den Meeresufern, und so mag es wohl kommen, daß sich die Alpen einmal auch im Belt spiegeln.

Die Zukunft der Völker ist mythisch, wie ihre Vergangenheit, aber beide Gattungen von Mythen sind nur Sinnbilder für ganz natürliche Zustände. Es werden künftig keine Wunder geschehen, wie auch wahrscheinlich früher keine geschehen sind, und nur die Entwicklung des Völkergeistes, der im Verlaufe der Jahrtausende die dunkle, schmutzige Scholle durchbricht, aufwächst, sich ausbreitet und immer reiner und zarter seine edelsten Blüthen entfaltet, nur diese Entwicklung ist das eine große Wunder der Geschichte. Mag es im=

merhin wahr seyn, daß die Menschen im Einzelnen nicht besser werden, daß mit jedem wieder die alten Leidenschaften, Thorheiten und Laster geboren werden; aber die Menschheit im Ganzen verbessert sich doch, die Zustände verbessern sich, die allgemeinen Bedingungen des Lebens verbessern sich. Bleibt sich gewissermaßen die Krankheit immer gleich, so wird doch die Heilkunde, die Diät, ja selbst die Luft besser. Die zunehmende Intelligenz, die durch tausendfache Erfahrung gewonnene Einsicht von den Vortheilen, die sich mit dem Guten verbinden, jene namentlich in den letzten Zeiten so rasch vorschreitende Identification des Interesses mit dem Rechte, ist ein Heilmittel für die Völker von unberechenbarer Wirksamkeit. Die ganze materia peccans der Weltgeschichte, der durch sie hindurchgehende schadenfrohe Dämon, die ganze ungeheure Weltschuld läßt sich zurückführen auf den Egoismus, und gegen diesen gibt es kein radicaleres Mittel, als die zur mathematischen

Gewißheit erhobene Völkererfahrung, daß der Vortheil jedes Einzelnen am besten gesichert wird durch den Vortheil Aller, oder durch den vollendeten Rechtszustand. Dieses Mittel aber fängt an, von den Völkern erkannt zu werden, und die Mythe der Zukunft ist nichts Anderes, als die Einführung jenes vollendeten Rechtszustandes, der am Ende so wenig chimärisch ist, als es die Interessen sind.

Indem ich, Angesichts der erhabenen Alpenkette, diesen Betrachtungen nachhing, vernahm ich hinter mir ein Kettengeklirr, und umblickend sah ich die Zinnen des festen Schlosses, von dem Gefesselte, von Soldaten begleitet, herabstiegen. Zwing-Uri stand vor mir. Die Gefangenen waren Männer aus dem Gebirge in ihrer Landestracht, mit stolzem Gange, schön trotzigen Augen; ihre Begleiter in der weißen kaiserlichen Uniform sahen nicht minder schön, nicht minder trotzig aus. Es waren Gallizier. Ich hörte, das ganze Schloß sey gepfropft voll solcher Ge-

fangenen, und diese seyen Deserteure und Refractaire, sämmtlich Salzburger und Tyroler, die es unerträglich fanden, fern von ihren schönen Bergen unter dem österreichischen Stocke zu dienen. Man fügte hinzu, die Zahl dieser Refractairs habe in neuerer Zeit so sehr zugenommen, daß man sie, um nicht durch die allzu oft wiederholten harten Strafen Aufsehen zu erregen, häufig mit einem Laufpasse heimschicke. Das Militär in Salzburg bestand aus höchstens zwei Regimentern, und zwar Polen.

Als ich auf der entgegengesetzten Seite der Stadt aufs Gerathewohl hinaufstieg, gerieth ich an eine Mauer, die mir alle Aussicht versperrte. Ein hübsches Mädchen wies mich an eine verschlossene Thüre, wo ich klingeln sollte. Ich forderte sie auf, mir voranzugehn; aber sie sagte lachend, sie wolle das Haus nicht in Brand stecken. Ich verstand sie erst, als ein graubärtiger Kapuziner die Pforte öffnete, beim Anblicke des hübschen

Mädchens mich rasch hineinzog, und die Thüre dem Mädchen vor der Nase zuschlug. Ich sagte dem ehrwürdigen Pförtner, ich wünsche die Aussicht von seinem Kloster zu genießen, worauf er sogleich einen Pater rief, einen hochgewachsenen Mönch, von imponirender Haltung und edlem Anstande. Dieser führte mich im Garten umher, und als er sich nach meinen Verhältnissen erkundigt hatte, ergab es sich, daß er mit der neuen Literatur und mit meinen eigenen Schriften sehr wohl bekannt war. Seine Urtheile, z. B. über die gegenwärtigen Parteiungen und Fractionen in der Theologie, so wie über einzelne dahin einschlagende auffallende Erscheinungen, die Wiedergeburt der Swedenborgischen Lehre ꝛc. waren eben so verständig, als sie umsichtige Kenntnisse verriethen.

Ich ersah aus diesem Umstande, daß die alten bischöflichen Zeiten vorbei seyen, obgleich nicht vor langer Zeit Salzburg noch dem krassesten Fanatismus huldigte. Jedermann

kennt die grausame Vertreibung der protestantischen Salzburger, aber wahrscheinlich kennen nur Wenige die jüngsthin von Müchler wieder aus dem Dunkel der Vergessenheit gezogene Geschichte des unglücklichen Steinbühler, die sich am Schlusse des vorigen Jahrhunderts zu der Zeit zutrug, in welcher sonst überall Aufklärung und Toleranz den Sieg erfochten hatte.

Steinbühler studirte die Rechte zu Passau, und las zugleich mancherlei Schriften, worin nach der damaligen Mode Aberglauben und Fanatismus verspottet wurden. Solche Bücher waren aber in Passau fremde und verbotene Waare, und die Salzburger geistliche Regierung ließ der damals in allen protestantischen Ländern und selbst unter Joseph II in Oesterreich herrschenden Aufklärung keinen Zugang. Als sich daher Steinbühler nicht genug mit Reden in Acht nahm, ward er im Jahre 1781 als Gotteslästerer denunciirt und in Salzburg ins Gefängniß gesetzt. Obgleich

er nun in seinem Amte als Schreiber beim Passauer Stadtgerichte und als Ehemann stets exemplarisch gelebt hatte, und des besten Rufs in Bezug auf seine Sittlichkeit und auf seine Kenntnisse genoß, so wurde er doch als Verbrecher behandelt, weil er Gott geläugnet haben sollte. Er protestirte gegen diese unvernünftige Beschuldigung und bewies im Gegentheil, daß er oft mit begeisterter Liebe von Gott und Christo gesprochen habe. Allein dieß genügte nicht, denn er konnte die Beschuldigung, über einige Gegenstände des römischen Cultus gescherzt zu haben, nicht ganz von sich abweisen. Er wurde nun im Gefängnisse zurückgehalten, und mußte wie ein Kind den Religionsunterricht von vorn anfangen, und den Katechismus von Anfang bis zu Ende neu auswendig lernen. Allein auch dieß half ihm nichts. Heart, heart! Der Unglückliche wurde zum Tode verurtheilt. Jedem Delinquenten wird es im letzten Verhöre gestattet, seine Entschuldigun=

gen oder solche Umstände beizubringen, welche sein Verbrechen mildern können. Dieß ward jedoch Steinbühler deßwegen nicht vergönnt, weil der Bannrichter ihn zum Tode bestimmte, mithin das gewöhnliche Banco juris mit ihm abhalten wollte, wo ihm noch erlaubt war, sich zu vertheidigen. — Allein der Cardinal von Firmian verlangte Steinbühlers Tod so hastig, daß der Bannrichter gegen die gewöhnliche Ordnung das Banco juris nicht abhalten, sondern sein Gutachten mit seinem Votum abgeben mußte. Dieß ging dahin: „Daß der Inquisit unnachlässig des Todes schuldig sey, insofern man nicht seine Jugend, ein Alter von ein und zwanzig Jahren, als Milderungsgrund gelten lassen wolle.“ Der Cardinal unterschrieb dieses Urtheil mit den Worten: „Mit dem Delinquenten soll nach strenger Gerechtigkeit verfahren werden.“ Jetzt erst wurden die Acten, ohne des Verurtheilten Vertheidigung nach wirklich abgegebenem bannrichter-

lichem Votum, den Justizräthen zum Lesen übergeben, mit dem Befehle, jeder Hofrath solle sein Votum einzeln niederschreiben und dem Bannrichter einsenden. Der Hofrath und Professor juris romani von Jäger verurtheilte ihn zum Tode mit den Worten: „legem habemus, et secundum legem debet mori,“ wohin auch der Director von Wollmayer stimmte. — Steinbühlers unglückliche Gattin hatte man mit dem Urtheilsspruche ihres Mannes bekannt gemacht, und diese war in der größten Verzweiflung. Wohin sie sich wandte, fand sie taube Ohren, verschlossene Herzen, und sie hatte schon das zur Hinrichtung ihres Gatten bestimmte Kleid anfertigen lassen, da sandte zu Anfang des Monats August die Gräfin von Traun zu ihr, und ließ sie zu sich rufen. — Nachdem sie der Bejammernswerthen ihre Theilnahme mit ihrem unverschuldeten, harten Schicksale geäußert, und sie zu trösten versuchte, sagte sie zu ihr: „Es gibt ein Mittel, wenigstens die Todes-

strafe von Ihrem Gatten und die damit verknüpfte Schmach von ihm zu entfernen. Fragen Sie ihn: ob es ihm recht ist, wenn diese Strafe in eine Landesverweisung verwandelt wird?" — Steinbühlers Gattin war außer sich vor Freude, und eilte zu ihrem Gatten, der ihr in einem Briefe aufs rührendste dankte. — Die edle Gräfin hielt Wort, die Landesverweisung ward einstimmig beschlossen, aber dem Landesherrn schien, auf Instigation seines Beichtvaters, des Franciscaner Mönchs Sebald, diese Strafe zu gelind, daher ward, um das Urtheil zu schärfen, befohlen, daß er sechs Wochen hindurch geistliche Uebungen machen, und bei den drei Stadtpfarrkirchen alle vierzehn Tage mit einem fünfzig Pfund schweren härenen Bußkleide angethan, und mit einer schwarzen brennenden Kerze in der Hand, während des Gottesdienstes ausgestellt werden solle. Auf solche Art eröffnete das Banngericht dem Inquisiten den 14 October das Urtheil, mit

dem Zusatze: daß ihm zwar aus höchsten Gnaden die Todesstrafe erlassen sey, er aber, nach Verlauf der sechs Wochen und dreimaligem Ausgestelltwerden, in den Stadtpfarren, das Land meiden müsse. — Am 27 leuchtete Steinbühler auf die vorgeschriebene Art bei der Pfarrkirche Ilg, und am 10 November zu St. Severin in der Innstadt. Der Kapuziner hielt hier eine Predigt über Freigeister und Gotteslästerer in einem so fanatischen Tone, und mit so unverkennbarer Anspielung auf den Büßenden, daß die ganze Gemeinde gegen Steinbühler zu murren anfing, und er beinahe Gefahr lief, gesteinigt zu werden, denn die Knaben fingen wirklich an, ihn mit Koth zu werfen. — Am 24 November sollte er bei St. Paul ausgestellt werden; allein am 23 las er seine geschriebenen Uebungen dem Dechant F.... vor; dabei erhitzte er sich so sehr, daß ihn, beim Austritte aus der Zimmerthüre, als er den Dechant begleitete, ein Schlagfluß traf, und ihm die ganze rechte

Seite lähmte. Einige Tage hindurch lag er besinnungslos, und war dem Tode nahe. — Der Fürstbischof bezweifelte die Nachricht von dem Schlagflusse des Ketzers; er hielt es bloß für Verstellung, um dem letzten Ausgestellt-werden bei der Stadtpfarre zu entgehen. Um darüber Gewißheit zu erhalten, schickte er den Leibmedicus von Grossi zu ihm. — In diesem endlos traurigen Zustande, lahm und sprachlos, ward er noch immer als Arrestant behandelt. Durch die schlechte Kost, die man ihm reichte, kam ein zweiter Anfall vom Schlage. Jetzt erst ward er der Gefangenschaft entlassen. Allein er schleppte ein sieches Leben dahin, und starb 1802 in Folge des erlittenen Unglücks.

Ich hörte indeß in Salzburg häufig Klagen führen, daß die gegenwärtige Zeit ungünstiger für die materiellen Interessen der Einwohner sey, als die alte bischöfliche Zeit. Ich hörte Klagen über Nahrungslosigkeit, Verarmung, zunehmende Entvölkerung der

Stadt, die sich früher, da sie noch Residenz eines selbstständigen geistlichen Fürsten war, in einer weit blühenderen Lage befunden hatte. Die niedergedrückte Stimmung ließ sich nirgends verkennen. Die fröhliche Laune, die man an den Oesterreichern so sehr rühmt, fand ich erst jenseits des Salzburgerlandes, wo der schöne Menschenschlag der Linzer beginnt. In Salzburg sieht man nur hin und wieder ein kindlich frohes Linzer Madonnengesicht, die Physiognomien gehören mehr noch dem derben, runden altbayerischen Schlage, oder dem Schlage der Tyroler an, deren große schwarzglühende Augen an die Nähe Italiens erinnern.

Gegen Mittag verließ ich Salzburg in einem äußerst bequemen neuen Eilwagen, und die Fahrt ging sehr rasch von Statten. Der Weg führt über eine Hochebene hin, und man genießt fast auf jedem Punkte eine weite Aussicht. Zur Rechten liegen in langen unabsehlichen Reihen die Gebirge von Kärnthen,

ein entzükender Anblick! Im Vordergrunde die grünen Matten der Hochebene, mit einzelnen malerischen Hütten, die ganz nach Art der Schweizer Bauernhäuser von Holz gezimmert, und deren flaches Dach mit schweren Steinen belastet ist. Im Mittelgrunde die schönen Kalkgebirge, die hier wie in der Schweiz durch ihre grotesken Felsenmassen das Auge fesseln. Endlich im Hintergrunde die himmelanstrebenden Alpen mit blendenden Schneefeldern und spitzigen Eiszinken. Die reine Luft dieses Tages ließ mich auch die fernsten Berggipfel deutlich erkennen. Nachdem man einige Stationen gefahren ist, erblickt man vor sich einen mächtigen Berg, der wie ein Vorgebirge in die Niederungen des Landes hineinragt, gleichsam das Gibraltar von Kärnthen. Es ist der Traunstein. Je näher man ihm kommt, desto mehr imponiren seine braunen, nackten Felsen. Aber eben da wir an demselben vorüberfuhren, verschwanden sie in einem dichten Platzregen,

denn der heitere Himmel hatte sich plötzlich umwölkt, und ein furchtbares Gewitter brach sich an den Gebirgen.

Unsere Fahrt war leider zu rasch, als daß ich über die Bevölkerung von Oesterreich genauere Beobachtungen hätte machen können. Den Menschenschlag fand ich sehr schön, und zwar auf dem Wege von Salzburg nach Linz im Durchschnitte schöner als in Linz selbst, obgleich man gewöhnlich nur von den schönen Linzerinnen spricht. Ein Umstand aber fiel mir unangenehm auf. Die schönsten Mädchen, die mir bis Vöklabrück (in der Mitte zwischen Salzburg und Linz) begegneten, hatten Zahnlücken; namentlich fehlten den meisten die Vorderzähne. Man schreibt dieß dem Wasser dieser Gegend zu. In Linz fand ich das nicht mehr. Auch die Männer in Oberösterreich sind größtentheils schöne Leute. Das Landvolk war überall auf den Feldern und Wiesen beschäftigt. Es sah durchgängig reinlich und fröhlich aus, und

ich fand, daß Wohlhabenheit und gutes Aussehen zunehmen, je mehr man sich Wien nähert.

Oesterreich ob der Enns macht schon einen sehr gefälligen Eindruck, unter der Enns aber erscheint es als ein überaus gesegnetes, üppiges Land, voll Wohlstand, Leben und Lust. Nirgends sah ich Armuth und Harm auf den Gesichtern, wie so oft in Schwaben.

Es regnete in der Nacht noch eine Weile fort. Gegen Morgen ward der Himmel wieder hell, und wir kamen mit der Morgensonne zugleich in der reizenden Stadt Linz an. Da noch alle Thüren und Läden verschlossen waren, ging ich zuerst über die Donaubrücke und in der Umgebung der Stadt umher, um die schöne Gegend zu übersehen, und zugleich die berühmten Maximilianischen Thürme kennen zu lernen. Ich sah deren mehrere fertig, andere noch unvollendet, etwa achtzehn; ihre Zahl soll aber auf zwei und dreißig gebracht werden.

Sie umgeben die Stadt von allen Seiten, und sehn wie große Maulwurfshaufen aus. Der niedere Thurm steckt unter einem breiten Sandhügel, wie der Uhrzeiger unter dem Glase. Man schießt von innen oben im Bogen heraus, nach allen Seiten. Von außen aber kann man den Thurm selbst nicht einschießen, weil er ganz im Sande begraben ist; und wenn man auch in die Oeffnung hineinschießt, aus welcher geschossen wird, so trifft man doch nicht, weil die Kugel in einem andern Winkel auffällt, und von Sandsäcken aufgefangen wird.

Oesterreich ist durch Schaden klug geworden. Wenn es den hochwichtigen strategischen Punkt bei Linz früher befestigt hätte, würde Napoleon nicht so bequem nach Wien gekommen seyn.

Als ich in die Stadt zurückkehrte, thaten sich alle Häuser auf, und die geputzte Bevölkerung strömte zur Frühmesse nach den Kirchen, denn es war Peter = Paulstag.

Ohne diesen Zufall hätte ich nur wenig Menschen gesehen, denn der Eilwagen fuhr schon um acht Uhr des Morgens wieder ab. Ich hatte nun Gelegenheit, mich von der weltberühmten Schönheit der Linzerinnen mit eigenen Augen zu überzeugen; allein meine Erwartung wurde in gewisser Hinsicht getäuscht. Ich sah eine Menge gemeiner und häßlicher Gesichter, und verhältnißmäßig nur wenige schöne, da ich mehr Schönheit in Masse erwartet hatte. Unter den wenigen aber waren einige so unbegreiflich schön, daß ich das auch nicht erwartet hatte. Eine junge Engländerin ausgenommen, habe ich nie in meinem Leben ein schöneres Mädchen gesehen, als diejenige, die, wenn sie zufällig dieses lesen sollte, sich erinnern wird, an dem gedachten Tage in einem weißen Kleide und rothen Spenzer, in der Hand ein kleines rothsaffianenes Gebetbüchelchen und den Rosenkranz, in der Kirche zunächst am Marktplatze, gebetet zu haben. Der allge-

meine Charakter der Linzerinnen, wie überhaupt der österreichischen Engel, ist die Kindlichkeit, mit der ihre Schönheit gepaart ist. Die Brittin zeigt neben der Schönheit Ernst, Stolz und Keuschheit, die Französin Geist, die Italienerin Leidenschaft, und in den meisten Fällen ist bei den Damen dieser ausgebildeten Nationen der physiognomische Ausdruck älter als der Körper selbst. Bei den Oesterreicherinnen aber ist der Gesichtsausdruck auch an der reifen Jungfrau noch kindlich, und wie denn der Geist immer etwas dem Körper gibt, oder nimmt, so verdanken ohne Zweifel diese reizenden Töchter der Donau ihre ungewöhnlich frische Blüthe jener Kindlichkeit des Geistes.

Auf dem sehr belebten Wege von Linz nach Wien nimmt mit der Bevölkerung und dem Wohlstande auch die Zahl der reizenden Gesichter zu, denen man begegnet, und Wien selbst ist daran reicher als alle deutschen Städte zusammen. Was man sonst nur als

die Zierde eines Hauses oder einer gewählten Gesellschaft betrachtet, lernt man hier als die Zierde eines ganzen Landes kennen. — So viele schöne Weiber in Masse beisammen, wie man sie bei feierlichen Gelegenheiten in Wien sehen kann, erwecken ein eigenes Gefühl, und weit entfernt, einer speciellen Liebhaberei folgend, darunter zu wählen, überläßt man sich vielmehr dem Totaleindrucke einer so schönen Gesammtheit, und betrachtet sie unwillkürlich mit dem Auge der griechischen Gesetzgeber, mit dem Auge jener großen Männer des Alterthums, die schöne Generationen nicht zu besingen, nicht zu beklagen, sondern zu schaffen wußten.

Dabei kann man dann nicht ohne einen Seufzer sich erinnern, daß unsere modernen Gesetze mehr darauf berechnet sind, die noch übrige natürliche Schönheit der Generationen zu zerstören, als sie zu erhalten und zu veredeln. Nichts ist in den modernen Staaten so mißachtet, als die körperliche Kraft und

Schönheit. So wichtig sie ist, so tief ihre Förderung oder Vernachlässigung in den Bildungsgang und in das Schicksal der Nationen eingreift, so nimmt doch kein Gesetz irgend darauf Rücksicht. Laster, Verweichlichung, Armuth dürfen ungestraft an der Blüthe der Generationen nagen. Tausende der schönsten und kräftigsten Männer, die Elite der Nation, die fort und fort ein heroisches Geschlecht zeugen könnten, werden gesetzlich von der Ehe ausgeschlossen, als Cölibatärs, Soldaten, Auscultanten und Altgesellen, und wenn sie noch spät eine Ehe eingehen, so haben sie ihre Jugendkraft schon vergeudet. Tausende der schönsten und gesundesten Mädchen finden aus Armuth keine Freier, verderben in unfruchtbarer Unzucht, oder bleiben als alte Jungfern sitzen. Auf der andern Seite aber werden unzählige Ehen bloß aus Eigennutz geschlossen, und der kräftige Mann vermag mit dem nervenschwachen Mädchen, das gesunde Mädchen mit dem gichterischen und

lungenkranken Manne, der Lieblose mit der Lieblosen überhaupt keine schönen und kräftigen Kinder mehr zu zeugen. Daher überall der unerfreuliche Anblick von Schwäche, Kränklichkeit, Häßlichkeit und Mißmuth. Mehr oder weniger sind alle neuen Nationen von diesem Uebel angesteckt, und die europäische Menschheit ist physisch in dem Maße herabgesunken, in welchem sie geistig sich erhoben hat.

Vielleicht wird die allgemeine Freiheit, und in ihrem Gefolge der allgemeine Wohlstand dereinst die Nationen wieder verjüngen. Der Mensch, nicht mehr von drückenden Sorgen belastet, von unnatürlichem Zwange gehemmt, wird auch dem Zuge der Natur wieder folgen, und Gesundheit, Kraft, Schönheit, Frohsinn werden nicht die letzten Güter seyn, die uns die Freiheit bringen wird. Ueberhaupt wird das Ringen nach Freiheit nie enden, bis die bessere menschliche Natur sich von jedem Aussatze gereinigt hat.

Auf dem Donauwege nach Wien ist das Kloster Mölk der schönste Punkt. Dieses Prachtgebäude, das in der breiten Fläche des Flusses sich spiegelt, gleicht eher einem Königspalaste, als einem Asyle der Demuth. Es erschien mir um so feenartiger, da sich an diesem Abende gerade ein hoher majestätischer Regenbogen darüber wölbte.

Sechstes Capitel.

Wien. — Die Stadt. — Die Menschen. — Physiognomien. — Das Wohlleben.

Am 30 Junius früh Morgens kam ich nach Wien. Man hat auf diesem Wege keinen Totalüberblick der Stadt, desto imposanter aber nimmt sie sich im Innern aus. Wenn man die ungeheuern Vorstädte passirt hat, gelangt man zu einem Circus, der eine halbe Stunde im Durchmesser mißt, und ringsum von den reinlichen und zum Theile prachtvollen Gebäuden der Vorstadt umkränzt wird. Mitten in diesem, mit grünem Rasen bedeckten und von unzähligen Alleen durchschnittenen Circus liegt nun erst die innere oder alte Stadt mit ihrem Centralpunkte, dem

Alles hoch überragenden St. Stephans-thurm. Diese Centralisation der Stadt, dieses grüne Intervall, diese amphitheatralische Lage der Vorstädte geben Wien eine Regelmäßigkeit, welche den Ueberblick über seine ungeheure Häusermasse erleichtert und zugleich die Majestät der Kaiserstadt erhöht; denn wie es nach der Kraft nichts Schöneres gibt als ihre Beherrschung, so ist auch an einer Metropolis nach ihrer Größe nichts schöner als ihre Regelmäßigkeit.

In Wien aber fällt diese schöne und verschwenderische Vertheilung des Raums, fallen diese lichtvollen Breiten zwischen der alten Stadt und den Vorstädten, und die geräumigen hellen Straßen der Vorstädte um so angenehmer auf, als sie vollkommen dem heitern Charakter der ganzen freundlichen Gegend und des freundlichen Volkes selbst entsprechen.

Nur in der innern Stadt sind die Gassen eng und dunkel; aber sie beträgt nur den sechsten Theil des Ganzen, denn sie wird nur von

50,000 Menschen bewohnt, während die Vorstädte noch 250,000 Einwohner zählen, und gerade der Contrast des Alterthums, der grauen Paläste mit den hellen und modernen Gebäuden der Vorstädte ist ein Reiz mehr. In diesem Meere von Palästen achtet man kaum auf Gebäude, die anderwärts Bewunderung erregen würden. Das Einzelne verschwindet in der Masse. Doch wird das Auge, außer von der Stephanskirche, vorzüglich von der Burg und ihren Nebengebäuden angezogen. Die jüngern, in der Jesuitenzeit gebauten Kirchen sind prächtig; ich muß aber bekennen, daß ich diesen architektonischen Geschmack nicht liebe. An der Burg fällt ihr ehrwürdiges und wirklich graues Alterthum auf. Dieser dunkle, nicht sehr hohe, obwohl lange Palast verbirgt sich sittsam unter Nebengebäuden aus jüngerer Zeit, worunter insbesondere die Staatskanzlei sich auszeichnet, und mit Recht findet in diesen beiden Palästen Prof. Schneller den Hof und das Ministerium repräsentirt.

Man findet in Wien auch ohne Constitution die Repräsentanten aller der Völkerstämme, in deren Sprachen „das Wohl des Herrschers“ erfleht wird. Keine schönere Mannichfaltigkeit als die der österreichischen bunten Länderkarte, und auch wieder kein schönerer Mittelpunkt als dieses liebenswürdige Wien, und dennoch hat das Auge nie eine plastische Gestalt erblickt, die, in allen Einzelheiten so schön, es im Ganzen so wenig ist. Es gibt Frauenzimmer, an denen Alles schön ist, und die doch nicht schön sind. So kommt mir Oesterreich vor. Nicht die plastische Natur hat hier aus Einem Gusse ein Wunderbild geschaffen; nur ein böser Zauber hat die einem Duzend schöner Mädchen entrissenen Reize zu einer dreizehnten Truggestalt zusammengesetzt. Man meint, wenn man die Zauberformel hätte, müßte das schöne gespenstische Bild aus einander fallen.

Der ächte Oesterreicher, den man sich draußen gewöhnlich phlegmatisch denkt, ist

der munterste Bursche von der Welt. Die vis inertiae ist bei ihm nur politisch zu verstehen; in diesem Verstande ist sie aber so stark, daß sie die Kräfte aller Völker in der Runde an sich fesselt, wie angewachsen. Die Oesterreicher leben wie auf einer seligen Insel, ohne zu wissen, daß diese Insel zugleich der Magnetberg ist, der alle Lanzen-, Säbel- und Dolchspitzen der Magyaren, Slavonier, Tschechen und Lombarden polarisirt. Sie selber glauben nur, es sey der Venusberg, in den die Ritter von allen Seiten hereintummeln, gern oder ungern. Die Wiener machen aus einem römischen Triumphzuge nur einen lustigen Bacchuszug, und die gefangenen Völker selbst lachen mit. Wie Mancher, der in der Provinz ein Cato war, wird in Wien zum Lucull!

Alle Oesterreich unterworfenen Völker haben eine geistreichere und prägnantere Physiognomie als die Oesterreicher selbst; allein in den Riesengestalten, welche die steierischen Gebirge liefern, in der Muskelkraft und dem

Blitzauge der Tyroler, und endlich in der ewigen Jugendblüthe des niederösterreichischen Fleisches, gibt sich eine Naturfülle zu erkennen, die alle Leidenschaften und geistigen Kräfte der Nachbarn nicht abzunutzen, nicht zu bewegen, nicht zu beherrschen vermögen. Wenn irgendwo, sieht man es hier ein, daß die Natur eine Macht ausübt, der nicht jeder Geist, nicht einmal jeder Zeitgeist Herr wird. Und wer weiß, wozu es gut ist, daß die große Welterziehungskunst, wenn sie die einen vielleicht verzieht, noch immer einige Völkerkinder übrig behält, um an ihnen künftig bessere Experimente zu versuchen.

Der Oesterreicher hat mit dem Schwaben die Gemüthstiefe, das lyrische Element gemein. Dadurch unterscheiden sich aber diese beiden süddeutschen Stämme völlig von einander, daß der Schwabe den strengsten sittlichen Ernst liebt, und für Schillersche Ideale schwärmt, während der Oesterreicher sich im Lustigen und Komischen gefällt, und dabei

ganz Epicuräer ist. Der Schwabe hat einen gemüthlichen Ernst, der Oesterreicher einen gemüthlichen Spaß.

Auffallend stechen gegen die anspruchslosen, unbefangenen und heitern Physiognomien der Oesterreicher die düstern und charaktervollen Gesichter der Ungarn, Italiener und Böhmen ab, unterscheiden sich aber wieder sehr unter einander. Der Ungar hat in seiner stolzen und schönen Haltung und Physiognomie etwas Gesetztes, das an das orientalische Phlegma erinnert, so feurig er innerlich ist. Der Italiener trägt in Gang und Blick sein Feuer viel mehr zur Schau, so auch der Pole. Der Böhme erscheint durchgängig gedrückt, grollend, und wo ich irgend ein recht unzufriedenes Gesicht in der lustigsten Stadt der Welt sah, war es ein böhmisches.

Der Türken, Griechen, Armenier ꝛc. will ich hier nicht gedenken. Nur eine schöne Erinnerung habe ich von einer vornehmen Griechin behalten. Jung, schön, wie die

byzantinische Madonna, Verklärung in den reinen Himmelszügen, in orientalischer, reich mit Gold und Edelsteinen geschmückter Tracht, schritt sie vor einigen ältern Frauen her, und zu beiden Seiten liefen die Armen der Vorstadt auf sie zu und küßten ihr einen Zipfel des seidenen Oberkleides, weil sie, wie ich hörte, schon lange in Wien lebt und die Armen reich zu beschenken pflegt.

Die Lazaronis Wiens sind Slavonier aus dem Neutraer Comitate, und anderes ungarisches, kroatisches und wallachisches Lumpengesindel, von deren Knechtsgestalt man sich keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat. Absonderlich sah ich einige Wallachen, die in Sackleinwand eingepackt unter langzottigem Haare wahrhaft viehische Gesichter trugen. Unter den Slavoniern aber sieht man häufig schöne Knaben und Jünglinge, wenn man anders ihre halbnackte Göttergestalt vor Schmutz sehen kann.

Die ungarischen Grenadiere sind die schön-

sten Männer, Alle auserlesen, ein Antinous neben dem andern, nicht etwa bloß durch die Länge ausgezeichnet, sondern zugleich durch die Wohlgestalt, durch die edle Proportion, den netten Fuß ꝛc.

Was den Wienern ihre Gesundheit, Schönheit und Heiterkeit erhält, ist außer dem milden und freundlichen Klima vorzüglich ihr Wohlleben, ihre zur andern Natur gewordene Virtuosität, das Leben zu genießen, ohne sich doch dem Genusse zum Opfer zu bringen; ich möchte es einen Epicuräismus ohne Leidenschaft nennen.

Sie essen und trinken vortrefflich, aber man sieht es ihnen nicht an, wie etwa einem englischen Fallstaff oder einer altbayerischen Biertonne. Das Unfläthige, Bestialische und Dämonische, das man anderwärts so häufig bei leidenschaftlichen Fressern und Säufern sieht, vermißt man in Wien fast gänzlich. Sie lieben, sie sind sehr wollüstig, aber vergebens sucht man in Wien Physiognomien,

welchen diese Leidenschaft den Stämpel des Verbrechens und der Schande aufgedrückt hat, wie man sie so häufig in Berlin und selbst in Frankfurt sieht. Es gibt kein eigentliches Bordell in Wien, Alles dilettirt nur wie in Italien, folgt dabei seiner Neigung und sieht dabei immer lachend, vergnügt, und was die Hauptsache ist, gesund aus. Von allem dem ist der Grund, daß die Wiener bei ihren körperlichen Genüssen ohne Leidenschaft zu Werke gehen. Ihre Seelenruhe, ihre anspruchlose Gutmüthigkeit und Fröhlichkeit, läßt das wärmende Flämmchen nie zum zerstörenden Brande werden.

Auch in ihren Sitten herrscht das Bequemere über das Glänzende vor. Der Fremde wird durch die naivsten Gebräuche überrascht, schämt sich Anfangs, sie mitzumachen, und findet sie am Ende ganz praktisch. Ich will nur Ein Beispiel anführen. Ich befand mich an einem sehr heißen Tage an der Tafel eines christlichen Barons von altem Adel, als die

liebenswürdige Baronesse, an deren Seite ich saß, mich ganz freundlich frug: „Wollen Sie nicht den Rock ausziehen?“ Ich erfuhr nun, daß die übrigen Herren bloß meinetwegen, weil ich als der Ehrengast noch nicht den Anfang gemacht, ihre Fracks noch anbehalten hatten, daß man sich in Wien in diesem Punkte gar nicht genire, sondern den Rock ohne Weiteres ausziehe, wenn es zu heiß sey; und ich fand diese Sitte sehr bequem. Die Gesellschaft war noch einmal so lustig, als erst die Röcke herunter waren. Auch in den Gasthäusern herrschte allgemein dieser Gebrauch.

Ich nahm mein Quartier im goldnen Lamm in der Leopoldstadt, wo ich um äußerst billigen Preis vortrefflich bedient war.

Was mein Auge in Wien fast allein vermißte, das waren die Goldhäubchen. Sie sind so völlig aus der Mode, daß man nur selten noch ein altes Weib damit geschmückt sieht; die artigen Grisetten Wiens trugen dagegen jene ungeheuren neumodischen Hauben,

in denen das Gesicht, wie in einer Wolke steckt, und alberner Weise nichts von den Haaren sehen läßt. Indeß, was steht schönen Kindern nicht schön?

Gleich bei meiner Ankunft in Wien leuchtete mir ein Beweis von Liberalismus entgegen. Am Thore nämlich kündigte ein ungeheuer groß gedruckter Anschlagzettel eine Damen-Schwimmschule an, und lud die Herren zum Zusehen und Bezahlen ein.

Ungefähr denselben Eindruck machen die Processionen der aus oder in die Auditorien strömenden Theologen, die ihre jungen Gestalten und muntern Gebärden in mönchischen Uniformen verhüllen, aber bei jedem Obstkorbe, ausgehängten Kupferstiche oder hübschen Mädchen in den vollgedrängten Straßen ihre Schritte oder wenigstens ihre Gedanken aufhalten. Das Sonderbarste ist, daß man ihnen weder den Stolz der Weltüberwindung, noch den Harm der verbotenen Weltlust an-

sieht, woraus deutlich hervorgeht, daß sie sich weder des einen zu rühmen, noch über den andern zu beklagen haben. Nur die Ligorianer besitzen oder affectiren den düstern Ernst der Klosterzelle; aber eben darum machen sie kein Glück bei den lustigen Wienern. Ich sah sie selten paarweise — denn so gehen sie immer, um sich wechselsweise zu bewachen, — über die Straße gehen, ohne daß das Volk hintendrein sich über sie mokirte. So ist es ein stehender Volkswitz in Wien, daß wenn ein Ligorianer über den Josephsplatz geht, auf welcher die Statue des Kaisers Joseph steht, man sagt, dem Kaiser werde übel. Auch nennt man die Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung vulgo die Sakerments-Buchhandlung. Diese Versuche mußten in dem frohsinnigen Wien ihren Zweck gänzlich verfehlen. Ich habe alle Ursache, an die religiöse Wärme der Wiener, wie aller Oesterreicher, zu glauben, und ehre sie hoch darum; aber ihre Religiosität hat

einen heitern und offenen Charakter. Die stricte Observanz, das Cynische, die anachoretische Strenge lieben sie so wenig, wie die Scheinheiligkeit und den süßlichen Pietismus; und auch darum können wir sie nur ehren.

Eine auffallende Erscheinung in Wien waren mir die vielen dreifarbig gekleideten Frauenzimmer. Ich glaubte mich in einigen Gesellschaften nach Straßburg zurück versetzt, wo ich unmittelbar nach den Juliusereignissen alle Damen dreifarbig gekleidet gesehen hatte. Die Aehnlichkeit war um so überraschender, als diese Wiener Damen ebenfalls Weiß und Roth, und statt des Blau nur das verwandte Grün trugen. Es waren Ungarinnen, die sich damals Alle darauf pikirten, ihre Nationalfarben zu tragen. Eine solche kleine, gar anmuthige Magyarin sah ich im Paradiesgärtlein eines Abends dem Fürsten von Metternich, dem neuen Josua, der eben nachdenklich in die

sinkende Sonne blickte, und sie festzuhalten schien mit seinem stolzen Auge, zwischen dieses Auge und diese Sonne treten, und ihn kecklich anschauen, bis er mit einem verachtenden Lächeln sich abwandte.

Siebentes Capitel.

Episodische Bemerkung über Proletairs und St. Simonianer.

Die Erinnerung an einige wallachische und slavonische Ecce=Homo's, die ich in Wien gesehen, veranlaßt mich zu folgender Betrachtung.

Wenn man jenes Menschen=Vieh ansieht, aus welchem die große Masse der Leibeigenen im slavischen Osten besteht, so wird man unwillkürlich von den sublimsten Feinheiten der Staatskunst zu ihren Rudimenten zurück geworfen, und die längst verschwundenen Jahrhunderte der Barbarei treten uns wieder so unmittelbar in die Gegenwart, daß sich uns die Furcht aufdrängt, es bedürfe noch

einer neuen zweiten Durcharbeitung des menschlichen Geschlechts, bis jene zurückgebliebenen Stiefbrüder den bevorzugten Brüdern nachkommen.

Diese Besorgniß erhält noch mehr Nahrung durch eine verwandte Erscheinung im europäischen Westen. Hier haben sich im Schoße der politischen Cultur, wie durch eine Reaction des überwunden geglaubten barbarischen Princips jene Proletairs erzeugt, deren furchtbare Massen jetzt in dumpfer Bewegung sind, und den gebildeten Classen der Gesellschaft Krieg ankündigen. Beide, die Leibeigenen des Bodens im Osten, wie die Leibeigenen des Gewerbes im Westen, bilden ein Element im Staate, welches sich zu den übrigen in einer unbequemen, gezwungenen und durch die ihm inwohnende Kraft höchst bedrohlichen Stellung befindet. Die Trägheit dieses Elements hat bisher zur Folge gehabt, daß es die Staatskünstler kaum in ihre Berechnungen aufnahmen; erst

in neuerer Zeit hat die gleichsam unterirdische Bewegung in demselben die Regierungen und Parlamente erschreckt.

Was ist aber der Grund dieses neuen Schreckens? Nachdem die rein politische Revolution vollendet scheint, droht eine neue ökonomische und gesellschaftliche Revolution die Garantien derselben wieder in Frage zu stellen. Es ist nun dringend Zeit, diese Thatsache ins rechte Licht zu setzen.

Im Osten Europa's leben Millionen Menschen als Sklaven in der strengsten Bedeutung dieses Worts, und im Westen leben andere Millionen, die trotz ihrer politischen Freiheit sich beinahe in einer eben so schlimmen Lage befinden, indem die durch Uebervölkerung erzeugte Armuth sie hindert, von ihren politischen Rechten einen Genuß zu ziehen. Beide sehen sich gegenüber dem Glanz und Reichthum zu Schmutz und Hunger, gegenüber der Bildung, Kunst und Wissenschaft zur Rohheit und zur bloßen kärglichen Be=

friedigung des thierischen Nahrungstriebes verdammt. Entspricht diese Thatsache dem Bilde, das wir uns von einem vollkommenen Zustande vom Staate machen? Oder wenn wir, die Wohlhabenden und Gebildeten, uns über die höheren Bedürfnisse jener Massen täuschen, werden sie selbst sich länger täuschen? —

Von den Leibeigenen im Osten dürfen wir annehmen, daß sie sich nach und nach ungefähr auf dieselbe Weise emancipiren werden, wie sie sich im Verlaufe der Jahrhunderte im Westen emancipirt haben. Dieß ist auf drei Wegen möglich, durch Revolution von unten, oder durch fortgesetzte Begünstigung der Bauern von Seite der Autokratie gegen die Aristokratie, oder durch den allgemeinen Fortschritt der Humanität und Civilisation. Ukasen und Colonisirung in Rußland, der patriotische Aufschwung in Polen, die Dismembrationen in Preußen und der Anwachs des Mittelstandes in Oesterreich sind Vorberei-

tungen dazu. Am Ende aber kann man sagen, daß diese östlichen Länder nur in der Geschichte um einige Jahrhunderte zurück geblieben sind, und daß sie einst da ankommen werden, wo der Westen sich jetzt befindet. Des Ostens künftige Geschichte ist vielleicht und wahrscheinlich in der des Westens schon vorgespiegelt.

Wichtiger ist uns daher der Westen mit seinen Proletairs, deren Erscheinung ohne Beispiel, deren Zukunft noch geheimnißvoll verhüllt ist. Man würde sich täuschen, wenn man in diesen großen Massen von Armen nur das Product augenblicklicher und vorübergehender Conflicte sehn wollte. Es ist wahr, sie sind zum Theile dieses Product, indem der Zusammenstoß alter und neuer Institutionen und Tendenzen in unserm Jahrhunderte jenen ungeheuren Contrast wie der Principe, so der Kräfte, wie der Geister, so der physischen Vermögen erzeugt hat, unter denen auch der Contrast der Armuth und des

Reichthums auffallend ist. Indeß sind die Proletairs nicht nur eine Folge dieser besondern Zeitverhältnisse, die sich wieder ändern können, sondern zugleich auch eine Folge allgemeiner Naturbedingungen, welche fortdauern werden, nämlich eine Folge der zunehmenden Bevölkerung.

Wie auch immer Krieg, Pestilenz und andere Uebel die Vermehrung der Menschen aufhalten mögen, dieselbe nimmt doch mit jeder Generation zu, und es ist der Mühe werth, diese Thatsache ins Auge zu fassen und Folgerungen daraus zu ziehen. Wir beschäftigen uns vielleicht zu ausschließlich mit der Vergangenheit und Gegenwart, und vergessen darüber die Zukunft, die sich dafür vielleicht einmal durch Nichtachtung unsers heutigen Treibens rächen wird, und durch Spott über Berechnungen, in welche wir sie nicht mit aufgenommen.

Die Zahl der Menschen vermehrt sich, und wird sich in Verlaufe der Jahrhunderte

und Jahrtausende, der bisherigen weltgeschichtlichen Analogie zufolge, in steigender Progression vermehren. Zu gleicher Zeit aber vergrößert sich der Boden nicht, und wenn er ferner die rastlos sich mit sich selbst multiplicirende Menschenmenge ernähren soll, müssen große, durchgreifende Maßregeln unausgesetzt das Mißverhältniß zwischen beiden ausgleichen. Diese großen Maßregeln können keine andern als folgende seyn.

So lange noch unbebautes Land übrig ist, bleibt der Uebervölkerung ein Abfluß in dasselbe gesichert. Hieraus folgt das System der Auswanderung, der Colonisirung. Leider kann man es noch kaum ein System nennen. Die Regierungen thun wenig oder nichts, um die Auswanderungen zu regeln. Die Menschen verlassen ihre Heimath einzeln, oft ohne die erforderlichen Mittel, werden von Betrügern übervortheilt, kommen oft in Gegenden, wo ihre Hoffnung sie täuscht, und wo sie zu Grunde gehn. Beispiele dieser

Art schrecken dann mit Recht Andere ab auszuwandern, und so kommt diese Sache nie recht in Gang. Es ist indeß zu erwarten, daß in dem Maße, wie die Uebervölkerung noch ferner zunehmen wird, auch besser für die Auswanderung gesorgt werden wird, und an Land fehlt es nicht, es sind noch ungeheure Strecken des fruchtbarsten Erdreichs unbebaut.

Es können aber auch in einem engen Raume sehr viele Menschen beisammen leben, wenn dieser Raum den höchsten Grad der Cultur erreicht, dessen er fähig ist. Die Art und Weise, wie in China der Boden benützt wird, um eine unermeßliche Bevölkerung zu ernähren, gibt den Beleg dazu. Es ist sogar nicht einmal nöthig, daß der eigne Boden seine Bevölkerung ernähre; so lange es noch so überaus fruchtbare Zonen gibt, daß sie einen jährlichen Ueberschuß an Producten liefern, wird dieser Ueberschuß in minder glückliche Zonen abfließen, und da-

selbst gegen Kunsterzeugnisse verkauft werden. Es kommt dabei nur auf die größtmögliche Handelsfreiheit an, und, wie mich dünkt, ist es bereits ein unumstößlicher Glaubenssatz der Nationalökonomie, daß ein gänzlich freier Verkehr und Austausch von Allem gegen Alles auch Allen gleich günstig sey, und gleich sehr die Production wie die Fabrication belebe.

Setzen wir nun aber den Fall, daß alle Völker der Erde sich zu dieser Höhe erhöben, so würde dennoch die launenhafte Glücksgöttin neue Ausschließungssysteme, neue Monopole durch die Concurrenz selbst erzeugen. Die Erfahrung hat bereits dargethan, daß gerade die größte Freiheit der Gewerbe und des Verkehrs die Geldaristokratie begünstigt, indem sie das Talent begünstigt, und dem Glücke den freiesten Spielraum läßt. Trotz der freigegebenen Concurrenz drückt nun der große Unternehmer den kleinen nieder, schließt der Reiche den Armen aus, und häufen sich

auf der einen Seite die Schätze, während auf der andern die kahlste Armuth in ewiger Ebbe zurückbleibt. Unter diesen Umständen nun tritt in Bezug auf die Aristokratie des beweglichen Vermögens derselbe Fall ein, der einst in Bezug auf die Aristokratie des Grundbesitzes galt, und es wird, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein agrarisches Gesetz des Geldes nothwendig.

Ein solches nun liegt im Sinne des St. Simonianismus, und diese praktische Seite der neufranzösischen Lehre ist bei weitem wichtiger als die mystische. Ganz consequent wollen die St. Simonianer das neue agrarische Gesetz nicht auf das Capital, sondern auf den Zins angewandt wissen. Sie wollen, das Capital soll der Gesellschaft allein gehören, und dem Individuum nur der Zins, und dieser Zins soll auf ein relatives Minimum beschränkt werden, um möglichst gleich auf alle Individuen vertheilt werden zu können.

Dieß heißt mit andern Worten, die Consumtion nivelliren. Sie halten es mit Recht für ein grelles, die menschliche Würde und die Civilisation beleidigendes Mißverhältniß, daß ein Mensch täglich Tausende verschwenden dürfe, während ein Anderer kaum seine faulen Kartoffeln zu salzen vermöge; sie predigen es als ein göttliches Recht, als einen angebornen Anspruch der Menschen, daß Jeder einen mäßigen Antheil an den Gütern der Erde haben solle; sie halten es für eine zehrende Krankheit, ja für einen halben Selbstmord des menschlichen Geschlechts, daß wenige Glieder der Gesellschaft in geiler Ueberfruchtung, und viele andere dagegen in nahrungsloser Dürre verderben sollen. Sie kommen auf diese Weise zu den großen Ideen der alten Gesetzgeber zurück, die immer den ganzen Körper eines Volkes, oder der gesammten Menschheit im Auge hatten, und nicht bloß, wie die christlichen Gesetzgeber des Mittelalters das Seelenheil des Individuums,

oder wie die modernen Gesetzgeber, die materielle Staatsgewalt den Vortheil der Regierungen auf Kosten der Völker.

Da dergleichen neue Lehren ganz ungerufen gekommen, aus Erfahrung und unabänderlichen Naturbedingungen entsprungen, und auf allgemeine Naturgesetze basirt sind, so dürfen wir nicht zweifeln, daß dieselben bestimmt sind, in der Zukunft der Weltgeschichte noch eine sehr bedeutende Rolle zu spielen.

Achtes Capitel.

Berühmte Männer. — Joseph von Hammer. — Montbel. — Graf Mailáth. — Die Wiener Dichter.

Da ich mich nicht in der Saison in Wien befand, so waren mehrere ausgezeichnete Männer, die ich gern gesehen hätte, abwesend. Indeß fand ich glücklicherweise gerade die berühmtesten zu Hause.

In Herrn Joseph von Hammer lernte ich einen der liebenswürdigsten Gelehrten Deutschlands kennen, einen Mann, der mit der tiefsten Gelehrsamkeit zugleich die feinste Weltsitte und ein warmes offenes Herz verbindet. Jedermann kennt seine unsterblichen Verdienste um die orientalische Literatur.

Bei seinem frühern Aufenthalte in Constantinopel hat er mehrere hundert Manuscripte gesammelt, zum Theil solche, die sich nicht einmal in der Bibliothek des Sultans finden, und deren Werth unschätzbar ist. Sein unermüdeter Fleiß hat außer der berühmten osmanischen Geschichte noch viele Uebersetzungen der ausgezeichnetsten morgenländischen Dichtungen ans Licht geschafft, unter denen Schirin und Baki obenan stehen. Allein seine Bemühungen haben verhältnißmäßig nicht genug Anklang gefunden. Seine Uebersetzung von Schirin ist nur Einmal aufgelegt worden, und doch ist dieses göttliche Gedicht an innerem Werthe dem Homer, dem Ossian, den Niebelungen unbedenklich an die Seite zu setzen. Es ist nicht schmeichelhaft für den Geschmack der Deutschen und Europäer überhaupt, daß sie der Nachahmung der Orientalen so viele Gunst zuwenden, während sie die Originale unbeachtet lassen. Welches Aufsehen hat nicht Thomas Moore's Lalla

Rookh gemacht; sie ist bereits drei- oder viermal in Deutschland übersetzt worden, und wie weit steht diese Nachahmung hinter Schirin zurück, so weit wenigstens, als eine Perserin auf einer Londoner Redoute hinter einer wirklichen Perserin. Was können die modernen christlichen Dichter Anderes thun, wenn sie uns orientalische Bilder malen, als die ältern ächten orientalischen Bilder copiren? Welche andern Charaktere, Sittenzüge, Costüme und Decorationen schildern sie, als die wir ächter und weit schöner in den Originalen selbst finden? Wozu also die Nachahmung? Wahrlich, so wenig als ein enges Treibhaus uns die Pracht und Frische eines orientalischen Gartens gewährt, so wenig erreicht Goethe den Hafis, Moore die Schirin, Platen den Baki, Stieglitz die Moallakat. In neuerer Zeit ist Herrn v. Hammers Bemühung auch durch die neue Pariser Schule in Schatten gestellt worden. Diese Schule geht einseitig in den ältern Orientalismus zurück, und pflegt nur

des Indischen, Hinterasiatischen, Chinesischen mit unwürdiger Zurücksetzung des Arabischen, Persischen, Türkischen. Sie sieht im Islam nur Phantasterei, und sucht dagegen die Weisheit in der vormahomedanischen Periode. So schätzbar nun das Eine ist, so schließt es doch das Andere nicht aus, und gewisse Diatriben, die man von Paris aus gegen die gesammte mahomedanische Literatur hat vernehmen müssen, sind lächerlich.

Früher oder später wird, was Hammer so kräftig angefangen hat, fortgeführt werden, und die noch fast unbekannten, noch nicht übersetzten Schätze der mahomedanischen Literatur, die er in seiner Bibliothek bewahrt, werden mit der Zeit ans Licht befördert werden.

Aus seiner Bibliothek, wo in den arabesken Zügen vieler hundert orientalischer Handschriften die Geister des Südens wie im Bann des nordischen Zauberers schlummern, um dereinst wieder zu erwachen, — führte mich Herr von Hammer nach dem schönen Dorfe

Hacking, bei Schönbrunn, wo sein vieljähriger Freund **Meisl** einen damals herrlich blühenden Garten im ausgesuchtesten Geschmack, und für einen Privatmann von fürstlichem Reichthum angelegt hat. Hier fand ich die gastlichste Aufnahme, und Alles bestätigt, was Hammer in folgendem schönem Gedicht an den Besitzer gesagt hat:

Als wir vor einigen und vierzig Jahren
Gefährten auf dem Weg der Schule waren,
Ich ahnte nicht, daß die Liebhaberei
Von Garten und von Ost verwandt sich sey,
Und daß wir beide auf verschiednen Wegen
Uns kämen einst so nachbarlich entgegen.
Ich wanderte ins ferne Morgenland,
Mit Rednern und mit Dichtern Hand in Hand,
Und jeden Strauch sprach ich um Blüthen an,
Wie Saadi *) im Bostan und Gülistan.
Du weihest dich mit Liebe deinem Garten,

*) Saadi's Gülistan, d. i. Rosengarten, ist durch Uebersetzungen in mehrere europäische Sprachen bekannt, weniger sein Bostan oder Fruchtgarten, der nicht minder poetischen und ethischen Werth hatte.

Darinnen deiner Schöpfungen zu warten;
Ich fand dich steuernd deinen Lebenskahn,
Als Saadi im Bostan und Gülistan.
Zu Hacking, wo von sanften Hügels Brauen,
Von Dörfern eine Pleias *) ist zu schauen.
Erhebt die Villa sich, die mir zu Wien
Vor vielen einer röm'schen ähnlich schien.
Dort riefest du hervor die Zauberschatten,
Wo Laubesblätter sich mit Nadeln gatten;
Die Pinie, die sich Amerika erkor,
Mit Asia's und Europa's Flor;
Olivenbaum als blasse Schönheit strahlet,
Der Tulpenbaum mit Wangen hoch bemalet.
Die Hangeweide still dem Teiche lauscht,
Die Esche hoch empor in Lüfte rauscht.
Grüß euch Dryaden und Hamadryaden!
Euch ist der Tempel, wie das Bad Najaden,
Den Nymphen Spiegelgrotte hergeweiht,
Wo Spiegel Licht dem heil'gen Dunkel leiht.
So fiel, als einst die Schöpfungen noch schliefen,
Das Licht der Gottheit in des Chaos Tiefen;
Wann diesen wirft zurück des Innern Spiegel,
So schließt er auf für andre Welt den Riegel,
Wo die Kastanie thürmt, ist Weltenschau,
Die luegt in Feld und lueget in die Au.

---

*) Hütteldorf, Baumgarten, Penzing, Hietzing, St. Veith, Laniz, Hacking.

Wie Aussicht froher Jugend schön begränzt
Auf Schönheitsborn mit*) Glorien umkränzt.
Doch oft vermengt sich auf des Lebens Flucht,
Wie dort die Aussicht auf die grüne Flucht.
Was sollen wir den Flug nach Außen nehmen.
Es fehlt im Inneren nicht an Haremen
Der Rosenwangigen im Gülistan,
Das deines Gartens Zaubertalisman,
Dort blühen dir die sieben Blumenfloren
In schöner Jahreszeit, die sieben Horen,
Wie sie mit Lichtgewändern angethan
Den Kreis ziehn um der Sonne Viergespann.
Die Hyacinthen, Flieder, Tulpen, Rosen,
Der Mohn, die Nelken und die Herbstzeitlosen,
Die Hyacinthen öffnen dir das Jahr,
Als schöne Griechinnen mit krausem Haar,
Die prächt'gen Tulpen folgen und die Flieder.
Schneeballen halb umhüllt von grünem Mieder;
Die Perserinnen blühn im Gülistan,
Die Nelkenbräute sendet Hindostan.
Mit Amboina's Düften reich befrachtet,
Und von Mohnblumen dennoch stolz verachtet;
Zeitlos' und Astern machen den Beschluß
Als Reisepaß, weil Sommer reisen muß.
Wie Blumenflor auf Flor vorüberglühen,
So müssen Sternenfloren auch verblühen,

*) Schönbrunn mit der Gloriette.

Im großen Jahreskreis der Ewigkeit,
Dem Ewigen als Blumenflor geweiht.
Lass' uns, o Meisl, der Blumen Sterne leuchten,
Bis warme Thränen uns'ren Staub befeuchten,
Und wir erblühn in neuer Herrlichkeit,
Im schönen Garten der Unsterblichkeit.

Herr von Hammer führte mich unter andern auch bei der Gräfin Rosalie Rzewusky, gebornen Fürstin Lubomirsky, einer edlen Polin ein, welche sich in ihren Mußestunden damit beschäftigte, meine Schrift über die deutsche Literatur ins Französische zu übersetzen. Sie stellte mir einen Herrn in mittleren Jahren vor, der ihr, wie sie sagte, als geborner Franzose dabei behülflich sey. Es wa Herr von Montbel, in dem ich bei dieser Gelegenheit einen einfachen und rechtschaffenen Mann kennen lernte, der sich bewußt war, nicht ein Verbrechen begangen, sondern nur ein Opfer gebracht zu haben. Allein es gibt Fälle, wo es ein Verbrechen wird, ein Opfer zu bringen. Wer die Rolle eines der Nation verantwortlichen Ministers übernimmt, muß

die Dienstbegriffe des ancien régime able= gen, und die Constitution verbietet ihm nicht weniger die Tugenden als die Laster jenes ancien régime. Die Privattugenden des Herrn von Montbel sind übrigens auch von seinen strengsten Richtern und grimmigsten Feinden anerkannt worden. — Die Frau Gräfin Rzewusky erlebte während meiner Anwesen= heit den Schmerz, einen ihrer in Polen für die Sache des Vaterlandes kämpfenden Söhne zu verlieren. Diese geistreiche Dame und ihre schöne trauernde Tochter erschienen mir als würdige Repräsentantinnen des alten und neuen Polens, heroisch und höchst edel. Doch dieser Adel des Wesens ist mir bei meiner frühern häufigen Bekanntschaft mit Polen fast überall entgegen getreten, und ich kenne keine Nation, die sich in ihren Individuen so vortheilhaft ankündigt.

Was Herr von Hammer für den maho= medanischen Osten, das hat Graf Johann Mailáth für sein Vaterland Ungarn gelei=

stet, indem er uns dessen Geschichte und Poesie zugänglich gemacht hat. Sein großes Geschichtswerk über Ungarn steht der osmanischen Geschichte von Hammer würdig zur Seite, so wie seine magyarischen Sagen und Gedichtsammlungen den poetischen Uebersetzungen des Erstgenannten. Auch vereinigt Graf Mailáth in seiner Person die seltensten Vorzüge. Nicht leicht wird man einen so geistreichen Gesellschafter finden, und ich rechne die Stunden, die ich mit ihm namentlich auf Ausflügen in die Umgebungen Wiens zugebracht habe, zu den vergnügtesten. Dabei muß ich bemerken, daß das Gedächtniß dieses in so vieler Hinsicht außerordentlichen Mannes an das Wunderbare gränzt, und er hat mich versichert, daß diese seltene Naturgabe in seiner Familie erblich sey.

Es wird vielleicht nicht allen Lesern bekannt seyn, daß sich vor Jahren der größte Theil der in Wien lebenden Dichter, Künstler, Schauspieler, die sich durch Geist und

Talent auszeichneten, in eine harmlose Gesellschaft vereinigten, welche den Namen der Ludlamshöhle erhielt, und worin der ächte Wiener Humor in fesselloser Fröhlichkeit vorherrschte. Aber die bloße Form einer geschlossenen Gesellschaft reichte hin, die Ludlamshöhle der hohen Polizei verdächtig zu machen, und urplötzlich wurde sie mit dem Siegel der Salomonischen Weisheit auf ewige Zeiten verschlossen, und die Mitglieder mußten Urfehde schwören. Seitdem sehen sich die lustigen Leute nur, wie es der Zufall mit sich bringt, und in vereinzelten Abendgesellschaften; allein die Lustigkeit hat man ihnen doch nicht verbieten können. Auch war es mir erfreulich, die Bemerkung zu machen, daß sich die Wiener Literatoren weit besser unter einander vertragen, als dieß an den meisten andern Orten in Deutschland der Fall ist. Von offener Feindschaft fand ich keine, von heimlicher Eifersüchtelei nur schwache Spuren, und dieser Geist der Ver-

träglichkeit macht den Wiener Talenten alle Ehre.

Baron Zedlitz und der noch jüngere treffliche Dichter Graf Auersperg befanden sich gerade nicht in Wien. Ich hatte sie beide aber schon früher in Stuttgart kennen gelernt. Der berühmte Trauerspieldichter Grillparzer war mir eine neue Bekanntschaft und sehr interessante Erscheinung. Obgleich ich ihn wie alle andern Schicksalstragöden in meinen Kritiken feindselig behandelt, machte dieß doch in unserer Begegnung keine Störung. Er schien den Motiven meiner Kritik eben so viele Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als ich den Motiven seiner Poesie, wie verschieden sie auch immer seyn mögen. Man muß in der That in der Beurtheilung österreichischer Dichter billig seyn. Was ich den Müllnern, den Houwalds nimmer vergebe, erscheint unter ganz anderer Bedingung bei einem österreichischen Dichter. Wenn

man bedenkt, daß in Oesterreich unter dem Drucke der Censur die Poesie nie recht frei ihre Schwingen hat entfalten können, und daß auf der andern Seite die glänzenden Muster der nord- und westdeutschen Dichter, allzublendend auf Oesterreichs Dichterjugend wirkten, so darf man sich nicht wundern, daß sie nur in der harmlosen Lustigkeit originell erscheinen, im Ernsten und Tragischen aber meist nur als schwache Nachahmer ihrer glücklichern Vorbilder. Offenbar hatte Grillparzer, der durch und durch ein ächter Oesterreicher ist, bei weitem mehr Anlagen als Theodor Körner, oder Collin, ein österreichischer Schiller zu werden; aber wie wurden ihm seine Ideale verkümmert! was blieb von seinem warmen Patriotismus übrig, wenn er jeden Gedanken an Freiheit ein für allemal davon ausschließen mußte! Er weiß es vielleicht selbst nicht, aber mir scheint der geheime Grund seiner für einen Oesterreicher ungewöhnlichen Melancholie in dem Mißver-

hält-

hältnisse seines eigentlichen Berufes und seiner Stellung zu liegen. Geboren, der tragische Dichter seiner Nation zu seyn, darf er doch die wahrhaft tragischen Gestalten der Geschichte und das geheime Wehe unter den Bildern des Glückes nicht berühren, und muß sich eitle Truggestalten schaffen, welche die tolle Lust des Leopoldstädter Theaters unter seinen Augen unwillkürlich gleich wieder travestirt. Er kann nicht lustig seyn mit den Lustigen, und darf nicht traurig seyn, oder darf es nur nach vorgeschriebener Form seyn. Da er uun seiner ächten Oesterreicher Natur zufolge ehrlich und treu, es für unrecht oder gar widerlich hält, ein Malcontent zu seyn, so scheint er es sich noch gar nicht einmal überlegt zu haben, was er eigentlich als der tragische Dichter seiner Nation zu thun habe. Es scheint ihm noch nicht einmal eingefallen zu seyn, daß seinem großen Talente tragische Helden, wie Ziska, Wallenstein, Ragoczi, Tökely, Hofer und Spekbacher besser zusagen

würden, als die Ahnfrau, Sappho, Ottokar und der treue Diener seines Herrn.

Die tragische Muse will den gekrönten Häuptern nicht schmeicheln, sie will ihnen nur Lehren geben, und das darf sie in Oesterreich nicht.

Professor Deinhardstein, der mich schon in Stuttgart besucht hatte, erwies mir gastfreundlich jede Gefälligkeit. Auch um sein schönes Talent thut es mir aufrichtig leid, daß er als Redacteur der Wiener Jahrbücher und als Hofdichter seinen gelehrten wie politischen Productionen eine allzu strenge Censur selbst auferlegen muß.

Braun von Braunthal ist eine eigenthümliche Erscheinung in Wien, da er gewissermaßen den Berliner mit dem Wiener verbindet, und ohne im geringsten die Berliner Hungerleiderei und Windbeutelei den reellen Genüssen des Wiener Lebens vorzuziehen, doch den feinern und spirituellern Geschmack Berlins auf die reizende Natur=

fülle Wiens anzuwenden sucht. In dieser Subject-Objectivität, die den nord-südlichen Patriotismus so schön identificirt, sind wir uns auch augenblicklich freundlich begegnet.

Es war mir sehr interessant, noch zwei junge Wiener Dichter kennen zu lernen, die in gerader, offener Biederkeit ganz so wie Grillparzer den österreichischen Nationalcharakter aussprechen, aber nicht ernst oder verfinstert sind, wie dieser, sondern so heiter wie der junge Tag. Der erste, Herr von Bauernfeld, besitzt ein sehr glückliches Talent für das Lustspiel, der zweite, Baron von Schlechta, weiß sich das Leben selbst zum Lustspiele zu machen, und ist ein wahres Ideal von guter Laune und liebenswürdigem Witze.

In Gesellschaft dieser beiden Herren, und des Grafen Mailáth, besuchte ich den alten Dichterveteranen Castelli auf seinem Landsitze bei Wien. Er und kein anderer ist der wahre deutsche Anakreon. Gleim in seinem

Hüttchen war viel zu pedantisch und sentimental dazu, und nur wer so ganz fern von Pedanterei ist, wie Castelli, darf noch Rosen im grauen Haare tragen. Wir brachten in seinem Garten einen herrlichen Abend zu, unter unauslöschlichem, fröhlichem Gelächter, in das alle Geister der Ludlamshöhle einzustimmen schienen. —

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte der Dichtkunst in Oesterreich, so können sich uns die üblen Folgen des Censurzwanges freilich nirgends verhehlen. Während die Poesie in West- und Norddeutschland unter dem Schutze des Protestantismus, der Reichsungebundenheit oder selbst aufgeklärter Fürsten gleichen Schritt mit der wissenschaftlichen Ausbildung der höhern Stände hielt, zog sie sich in Oesterreich als eine Verbannte in die Gebirge und unter das niedere Volk zurück, wo die schöne Königstochter bis auf diesen Tag als Volkslied oder Sage lebt. Was sich dagegen unter der gebildeten Classe in

Oesterreich als Poesie kund gegeben hat, war geraume Zeit nur der schwache Widerschein nord= und westdeutscher Poesie. Pater Abraham a Santa Clara, der übrigens kein Oesterreicher, sondern ein Schwabe war, steht am Ende der alten barbarischen Zeit. Denis dagegen steht am Eingange der neuen Zeit. Denis war aber nicht mehr als ein schwacher Widerschein Klopstocks. Dann kamen Sonnenfels, Alxinger, Blumauer als Widerscheine Wielands, dessen Geist und Feinheit sie nie erreichten; dann Collin als Widerschein Schillers. Nirgends in Oesterreich stoßen wir auf einen großen originellen Dichter, der anstatt eine fremde Manier nachzuahmen, seine eigene begründete. Nur die Dichter des Leopoldstädter Theaters machen davon eine ehrenvolle Ausnahme; ihre Poesie aber steht auch der früher mit Unrecht verachteten Volks= und Sagenpoesie weit näher, als der vornehmen modernen Poesie. Daß sich nun große und originelle Talente nur in

jener niedern Sphäre entwickeln konnten, daran ist nichts Anderes Schuld als der Geistesdruck, der so lange über Oesterreich lag.

Erst in neuester Zeit — und schon dieß einzige Zeichen deutet auf eine große Umgestaltung der Dinge — in neuester Zeit fangen die österreichischen Dichter an, in gleicher Linie mit den übrigen Deutschen aufzutreten, und zwar nicht bloß, weil die letztern sich allmählich etwas verkleinert haben, sondern weil wirklich Oesterreichs junge Muse in die Welt tritt, und aus einer schüchternen Schülerin eine sich fühlende Schönheit des Tages wird und einen lieblichen Reiz nach dem andern entfaltet.

Daß diese junge Muse ihre Erstlinge dem Servilismus zum Opfer bringt, ist freilich wohl natürlich und nicht anders zu erwarten. Ist denn nicht überhaupt in jeder Kunst etwas Athleten- und Hetärenmäßiges, das sie gern ins Gefolge des Despotismus bringt,

und sind nicht eben darum Horaz und Goethe so wahr, weil sie den angebornen Royalismus und Servilismus des Dichters so wenig verhehlen? Was nun von aller Kunst überhaupt gilt, wie sollten wir es besonders in dem Falle der jungen österreichischen Muse beklagen? Wenn selbst die protestantische, überaus altkluge und wirklich schon alte, sich höchst frei dünkende und wirklich unabhängige Muse, die eine keusche Minerva scheinen will und es wirklich seyn könnte, dennoch keinem gnädigen Blicke, keiner vornehmen Vertraulichkeit widerstehen kann, und beständig mit dem gichtbrüchigen und hypochondrischen Despotismus kokettirt, wie sollte die junge österreichische Muse, die wie in einem orientalischen Harem in den Sitten und Gewohnheiten einer üppigen Sklaverei erzogen ist, einem Despotismus widerstehn, dessen Autorität sie nie bezweifelt hat, der ihr natürlich und nothwendig erscheint, uud der auch noch nicht gichtbrüchig und hypochondrisch, sondern, wenn

ich so sagen darf, ein Despotismus ist, der noch Waden hat?

So dürfen wir uns denn über die servile Tendenz in „dem treuen Diener seines Herrn" vom Grillparzer, in „dem Stern von Sevilla" von Zedlitz, in „Hans Sachs" von Deinhardstein ꝛc. nicht wundern. Was thaten die Dichter und Maler unter Ludwig XIV Anderes? Auch sie malten alle Tugenden und Künste allegorisch zu den Füßen des Thrones. Nur, — und das spricht für den feinen Geist der österreichischen Dichter — nur etwas raffinirter ist der letztern Schmeichelei. Unter Ludwig XIV legten die Minister dem Könige ihre Talente zu Füßen. Grillparzer läßt den treuen Diener seinem Herrn seine Tugend zu Füßen legen. Unter Ludwig XIV brachten die Generale dem Könige ihren Ruhm zum Opfer, Zedlitz läßt seinen Ritter dem Könige die Ehre zum Opfer bringen. Unter Ludwig XIV machten sich die Künstler ihre Geschicklichkeit bezahlt, Deinhardstein läßt

seinen Hans Sachs sein Herz bezahlt machen. Die französischen Schmeichler sagten etwas plump: Es gibt keinen König ohne Talent, Ruhm und Kunstglanz; die österreichischen Schmeichler sagen viel feiner: Es gibt keine Tugend, keine Ehre und keine Kunstbegeisterung ohne König. Das kommt daher, weil in Frankreich nur der Verstand schmeichelt, in Deutschland aber das Herz.

Gerade diese Sophisterei des Herzens aber beweist, daß die österreichische Poesie ihre Unschuld bereits verloren hat. Wer nicht alles verdammt, was nicht alt=römische Tugend und rauher Republicanismus ist, kann nur mit Lächeln und Behagen an die gute alte Zeit in Oesterreich zurückdenken, an das selige Land der Phäaken, darin es immer Sonntag war, und der Braten immer am Spieße sich drehte. Die Leopoldstädter Dichter und der unvergleichliche Wenzel Müller, in seinen so anspruchlosen, gutmüthigen und lieblichen Melodien, spiegeln klar die Seele des treuen

Oesterreichers wieder in jener fröhlichen unschuldigen Zeit. Man fühlte sich unendlich wohl beim Schmaus und Gelag, beim Schatzerl und Tänzerl, und bei den arglosen Späßen des Kasperl, und ging durchs Feuer für den Franzerl, ohne zu fragen, warum? Man war zufrieden, ohne darüber nachzudenken, und die Schmeichelei für den geliebten Kaiser bestand in Handlungen der Hingebung, nicht in studirten Worten, und in einer derben guten Laune, nicht in einem ängstlichen Haschen nach den feinsten Complimenten. Die neuern vornehmern Dichter, denen die alte Weise zu gemein erscheint, und die sich nun mit den gesuchtesten Apotheosen des Despotismus abquälen, zeigen nur zu sehr, daß in diesen heitern Köpfen das Nachdenken erwacht ist, und indem sie sogar die Unklugheit begehn, gewisse politische Erscheinungen zu beschönigen, so machen sie entweder erst auf die Gehässigkeit derselben aufmerksam, oder beweisen, daß man schon angefangen hat, darüber nachzu-

denken. Manches, was den Leuten schon zur andern Natur geworden war, woran sie gar kein Arg hatten, in dessen gefährlicher Nähe sie wie Kinder am Abgrunde fröhlich spielten, erschreckt sie jetzt, macht sie ernst und nachsinnend.

Zugegeben also, daß die alte lange Täuschung der Oesterreicher eine glückliche war, so mußte sie doch einmal anfangen aufzuhören, und man mußte sie einmal als Täuschung erkennen, und der Geist des Dichters mußte zuletzt in der bis zur Pein ausdauernden Lustigkeit sich unbehaglich fühlen, und dem St. Veitstanz entfliehen, die süße, doch zuletzt ermüdende Gewohnheit des in schwülen Wollüsten dämmernden Venusbergs verlassen, und zum erstenmal die freie Brust in der Morgenluft baden. Der Dichter mußte, wie Achill auf Skyros endlich die weibische Kleidung abwerfen, und Schwert und Helm ergreifen.

Daß er es gethan hat, zeigen die „Spaziergänge eines Wiener Poeten.“

Neuntes Capitel.

Littrow. — Die Sternwarte. — Betrachtungen über die Gestirne.

Professor Deinhardstein hatte die Güte, mich zu dem Director der Sternwarte, Professor Littrow, zu führen. Dieser durch seine Schriften rühmlichst bekannte Astronom ist eben so durch persönliche Würde und Anmuth ausgezeichnet, ein schöner, kräftiger Mann. Seine Sternwarte fand ich nicht, wie so manche andere, einsam, sondern wie eine Werkstatt, in der emsige Augen und Hände die exactesten Rechnungen vornahmen. Es freute mich sehr, den Mechanismus, den mir Littrow als den trefflichsten des ganzen Institutes vorwies, schon vorher im Kleinen an meinem eigenen Fraunhofer angewandt

zu haben. Warum, muß ich schmerzlich fragen, hat Deutschland das große Talent Fraunhofers so wenig zu benutzen verstanden? Sein größtes Instrument ist an Rußland nach Dorpat verkauft worden, und Struve macht mit demselben Entdeckungen, die man in Wien, Berlin und München machen sollt. Keine deutsche Regierung hat ihm Aufträge ertheilt zu so großen Arbeiten, und nun er todt ist, ist es zu spät. Ich will den spätern Utzschneider'schen Gläsern ihre Verdienste nicht absprechen, aber so weit ich dieselben kenne, habe ich allerdings einen Unterschied zwischen denselben und den alten Fraunhoferschen Gläsern gefunden, und ohne mir anzumaßen, allein hierüber urtheilen zu wollen, sind doch viele namhafte Sachkenner darüber mit mir einverstanden.

Die in London erfundene Combination eines grünen und eines violetten Glases, um dadurch die Sonne im weißen Lichte zu sehen, fand ich in Wien noch nicht, empfehle sie da-

her bei dieser Gelegenheit allen Freunden der Sternkunde, weil man die Flocken der Sonnen-Atmosphäre, die Umrisse der Scheibe und die Flecken durch kein gefärbtes Glas so deutlich sehen kann als durch das weiße.

Es sey mir erlaubt, hier einige Betrachtungen über die Sterne episodisch einzuschieben. Ich bekenne, daß ich mit diesen Wesen in einem vertrauten Verkehre stehe, und daß es mir unbegreiflich scheint, wie diese größten und schönsten aller Naturwunder im Allgemeinen so wenig Eindruck auf die Menschen machen.

Wer denkt an die Sterne? Von der Feldarbeit und aus der Werkstatt, vom Wirthshause und aus dem Theater stolpern die Menschen unter dem diamantenen Schilde des Himmels hinweg in ihre Betten, und wer sieht nach oben? Der Verliebte, der unter dem Fenster schleicht, der Dieb auf der Leiter, der Soldat auf der Schildwacht, der Nachtwächter in seiner Pelzkappe, der Postillon auf sei-

nem Gaul, sie Alle denken an nichts weniger als an die Sterne, obgleich sie in der ganzen weiten Nacht nichts sehen, als Sterne. Sie könnten eine Himmelscharte aus dem Gedächtnisse hinzeichnen, so oft haben sie die Sterne gesehen, und doch kennen sie außer der Sonne und dem Monde höchstens den Abendstern, und wissen ihn von andern Sternen zu unterscheiden. Außer den Astronomen von Profession, deren mathematische Rechnungen aber kein Anderer versteht und liest, bekümmert sich etwa hin und wieder ein Dichter um die Sterne, um ihnen seine Liebesseufzer zuzuschicken, oder sie mit den Augen seiner Geliebten zu vergleichen. Ein frommer Landpfarrer oder Schulmeister macht seine Kinder darauf aufmerksam, daß die Sterne ein Beweis göttlicher Allmacht seyen, und wiederholt den alten Spruch:

O Gott, aus deinen Werken
Kann ich dein Daseyn merken.

Endlich erschrecken zuweilen die Leute,

wenn sie gelegenheitlich hören, daß die Sterne so und so viel Millionen, Billionen, Trillionen Meilen weit entfernt seyen, ergötzen sich an den großen Zahlen, und meinen, es ließe sich erstaunlich viel dabei denken; aber sie denken doch nichts dabei, und wenn sie dann im Schiller lesen: „Im Raum, Freund, wohnt das Erhabne nicht!“ so sagen sie, es ist auch wahr, und lassen es gut seyn.

Wir sind insolent und undankbar gegen die freundlichen Augen der Nacht, die mütterlich unsern Schlummer bewachen. Aber was hülf' es auch, wenn die Menschheit etwa ein astrologisches Fieber bekäme, und wir Alle unsere Hälse zum Nachthimmel emporreckten? Wir würden doch so wenig davon begreifen, wie die Frösche von der Sonne, wenn sie sie im Frühling aus allen Sümpfen anquacken.

So vollbringe denn Jeder seinen Abend, wie es ihm am besten dünkt. Nur der, der gerade nichts Besseres zu thun weiß, als

ans

ans Fenster zu treten und den Sternen seine Langeweile zuzugähnen, will ich eingeladen haben, sich mit mir auf den Luftballon der Phantasie zu setzen und eine kleine Excursion in die Unendlichkeit zu machen.

Die Sonne mit all ihren Planeten lassen wir hinter uns. Wir wissen, daß im alten Hause Jakobs eilf Söhne sind, wozu der zwölfte wohl einmal in Aegypten gefunden werden wird. *) Der menschliche Geist ist majorenn geworden. Er tritt aus dem Vaterhause, aus den engen Banden des Familienkreises heraus und stürzt sich ins Gewühl des Lebens. Der sonst so ehrwürdige Vater, der uns Alles war, erscheint nur noch als ein gewöhnlicher Mann unter andern Männern. Die Sonne ist nur noch ein gewöhnlicher Stern unter andern Sternen, und wir ver=

*) Wenn nicht etwa der bekannte Enke'sche Komet schon wirklich als der zwölfte Planet betrachtet werden muß.

gessen sie im himmlischen Heere von vielen tausend Sonnen.

Man war sonst immer der Meinung, der Sternenhimmel sey nur eine schöne Decoration der Erdenbühne, nur das Zelt oder der Königsmantel Jehovahs, über dem gelobten Lande ausgespannt, oder eine eherne Mauer mit Löchern, durch welche das himmlische Feuer wie durch ein Sieb hindurch blitzt, oder etwa gar eine Menagerie von altorientalischen Göttern, davon noch zum Theil die Sternbilder übrig seyen; riesenhafte Drachen, Löwen, Lämmer, Stiere ꝛc., die rings die schöne Erde wie eine verwünschte Prinzessin umlagern.

Man hat in der jüngsten Zeit entdeckt, daß man in der ältesten Zeit sehr richtige Vorstellungen von dem Fixsternhimmel, wie von dem Sonnensysteme gehabt, und daß nur die mittlern Zeiten bis zu dem Unverstande und Dunkel herabgesunken seyen, die Erde für den

Kopf, den Himmel bloß für die Mütze desselben zu halten.

Der Irrthum ging so weit, daß Copernicus und Kepler erst beweisen mußten, die Erde sey nicht der Mittelpunkt des Sonnensystems, sondern nur ein um die Sonne kreisender Punkt, ehe Herschel weiter beweisen konnte, daß auch die Sonne nicht der Mittelpunkt der Sternenwelt, sondern nur ein — Gott weiß, in welchem Winkel schamhaft verborgenes Sternchen sey.

Der König auf seinem Throne kann sich vom Hündchen eines Bettlers nicht mehr unterscheiden, als die Erde, wie man sie sich ehemals im Herzen des Weltalls dachte, von der Erde, wie sie jetzt zum Nachläufer eines kleinen Sterns degradirt ist. Das soll uns indeß nicht demüthigen, sondern eher noch stolzer machen. Ein Weltbürger ist immer noch mehr werth, als ein Bürgermeister in Krähwinkel. Lieber Hintersaß in Rom, als Zaunkönig in Abdera! Nicht die Scholle macht

uns groß, auf der wir stehen, nur der Blick, mit dem wir das Unendliche messen.

Unser Gesichtskreis ist durch künstliche Mittel ungemein erweitert worden. Das bloße Auge entdeckt nur die nächsten Fixsterne, nur den nächsten Sternhaufen (die Milchstraße). Mit den kleineren Fernröhren vor Herschel beobachtete man hauptsächlich nur Sonne, Mond und Planeten. Erst Herschel untersuchte mit seinem Riesenteleskop die Fixsternwelt sorgfältiger als bisher, und wandte die Aufmerksamkeit vom Sonnensysteme auf diesen weit größeren und wichtigeren Theil der Sternkunde.

Das Riesenauge, mit dem er in das Riesengebirge des Welthimmels sah, schloß unserer Erkenntniß neue Welten auf. Diese Erkenntniß wurde noch mehr erweitert, als Fraunhofer in München die Fernröhre zu noch höherer Vollkommenheit brachte, und der von ihm verfertigte Riesenrefractor von Struve in

Dorpat mit rastloser Thätigkeit zu neuen Entdeckungen benutzt wurde.

Diese Fortschritte sind binnen sehr kurzer Zeit gemacht worden, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Folgezeit noch weiter fortschreiten wird. Die Kunst der Optik hat ihre äußerste Gränze noch nicht erreicht. Die Fernröhre können möglicher Weise in noch höherem Grade verbessert werden. Die Sehkraft des Auges kann noch viel weiter tragen, wenn sie unterstützt wird. Im menschlichen Organ scheint wenigstens keine absolute Gränze gezogen. Ja selbst, wenn mechanische Mittel nichts weiter ausrichten, gibt es nicht noch organische, gibt es nicht eine ursprüngliche Sehkraft in uns, die weiter sieht, als alle Fernröhre, die solcher äußern mechanischen Hülfe gar nicht bedarf. Schon vor fünf und zwanzig Jahren ahnete der geniale Görres*), die höhere magnetische Sehkraft könne noch

*) Exposition der Physiologie, S. 27.

für die Astronomie wichtig werden, und diese Ahnung scheint gewissermaßen schon erfüllt durch das, was uns Dr. Kerner *) von seiner berühmten Seherin berichtet. Er sagt: „Legte die Somnambüle einen magnetisirten Stock, an welchem vorn eine Spitze von Eisen war, an ihr rechtes Auge, und richtete ihn auf irgend einen entfernten Gegenstand, so vergrößerte er ihr denselben äußerst. Der kleinste Stern erschien ihr dann in der Größe des Mondes."

Auf der Stufe nun, auf welcher die Astronomie jetzt steht, wissen wir von dem, was jenseits unsers kleinen Sonnensystems liegt, oder vom Fixsternhimmel, Folgendes:

Der ganze Himmel ist übersäet mit einzelnen Sternen, die man Fixsterne nennt, weil sie unveränderlich an demselben Orte bleiben. Sie haben ihr eigenes Licht, wie die Sonne, und müßten uns als Sonnen er-

*) Seherin von Prevorst. Theil I. 148.

scheinen, wenn sie uns näher ständen, so wie uns die Sonne nur ein Fixstern scheinen würde, wenn sie weiter von uns abstände. Da sie die feste Stellung und das eigene Licht mit unserer Sonne gemein haben, so vermuthet man nicht ohne Grund, daß sie auch, wie unsere Sonne, von dunkeln Planeten und deren Monden begleitet seyen, die wir nur wegen ihrer großen Entfernung und Kleinheit nicht sehen können.

Alle diese Sterne sind an Größe sehr verschieden, daher man sie in Sterne von erster, zweiter, dritter ꝛc. Größe eintheilt. Diese Verschiedenheit ist entweder eine physische, d. h. ein Stern ist wirklich größer als der andere, oder eine optische, d. h. ein Stern erscheint uns nur größer als der andere, weil er uns näher ist. Noch merkwürdiger ist die Verschiedenheit der Farbe, die wir an den Sternen schon mit bloßem Auge, und noch deutlicher durch die Fernröhren wahrnehmen.

Am häufigsten kommen die Fixsterne vor,

die ein ganz reines weißes Licht haben, aber diese theilen sich schon in solche, die wie Sirius und Capella ein sehr starkes brillantirendes Licht, oder wie Wega einen mehr bleichen Silberglanz haben. Dann folgen die Sterne, deren Weiß sich entweder mit einem gelben oder mit einem blauen Schimmer mischt, die auch noch sehr zahlreich sind. Am schönsten, aber auch am seltensten sind die rothen und orangefarbenen Sterne. Ziemlich häufig dagegen bemerkt man Sterne, besonders von der dritten Größe, die ein schmutziges Gelbbraun zur Farbe haben. Endlich findet man unter den kleinsten Sternen auch grüne und aschgraue, welche dieser Farbe wegen wenig ins Licht fallen. Unter den farblosen weißen Sternen ist der schönste der Sirius; unter den farbigen aber Antares im Herzen des Scorpions. Das bunte Feuer dieses Sterns, der in den Sommermonaten auf kurze Zeit an unserem südlichen Horizont emporsteigt, übertrifft an Gluthkraft bei weitem

alle andern Sterne. Verrathen auch mehrere noch viel kleinere Sterne ein gleiches oder vielleicht noch stärkeres Feuer, so sind sie doch eben zu klein und fern, um so angenehm auf unser Auge zu wirken.

Man hat ferner auch unter den Fixsternen Veränderungen wahrgenommen, die zwar sehr selten sind, aber doch von einer noch thätigen astralischen Kraft zeugen. Einige Sterne sind verschwunden, andere neu entstanden. Einige zeigen einen periodischen Lichtwechsel, werden größer und heller, und wieder kleiner und dunkler. Eine große Menge endlich (nach Bessel unter 3000 nicht weniger als 425 Sterne) zeigen trotz dem, daß sie Fixsterne heißen, eine Fortbewegung am Himmel, die freilich nur so gering ist, daß der, welcher unter allen bekannten am schnellsten läuft (der 61ste Stern im Schwan) doch in 400 Jahren nur um einen scheinbaren Durchmesser des Mondes weiter eilt.

Außer den einzelnen Sternen bemerken

wir am Himmel die sogenannten Doppel-sterne, eine ganz eigenthümliche Gattung von Sternen. Sie erscheinen dem bloßen Auge, oder durch geringe Fernröhre gesehen, als ein einzelner Stern; bei einer starken Vergrößerung durch das Fernrohr aber treten sie auseinander, und erscheinen als zwei Sterne, die sich einander aber sehr nahe stehen, oft nur um die Hälfte ihres eigenen Durchmessers, und von dem der eine in der Regel etwas kleiner ist, als der andere. Durch sorgfältige Beobachtung seit Herschel, hat man ausgemittelt, daß einer um den andern sich bewegt, obgleich jeder von beiden eine Sonne mit eigenem Licht ist. Bei einigen bewegt sich nur ein kleiner Stern um den großen, bei andern bewegen sich beide gegenseitig um einander. Ja es gibt Doppelsterne, die aus drei Sternen bestehen, welche sämmtlich einander umkreisen. Diese Sterne sind auch zugleich in der Färbung einander entgegengesetzt, dergestalt, daß der eine bläulich, sein Nebenstern gelblich oder

grünlich, und dessen Nebenstern röthlich erscheint. Daß diese Gattung von Sternen eine bedeutende Rolle am Himmel spielt, geht unter Anderm auch aus ihrer großen Zahl hervor. Unter 120,000 Fixsternen, welche Struve untersuchte, entdeckte er mehr als 3000 Doppelsterne, daruntet 52 dreifache Sterne. Von der außerordentlich künstlichen Combination ihrer Bewegung sagt Struve selbst: „In unserm Kataloge kommen 52 dreifache Sterne vor, wo jeder dem nächsten innerhalb 32 Minuten nahe steht. An dem dreifachen Sterne Zeta im Krebs ist die Rotationsbewegung der beiden kleinern in Bezug auf den hellern schon aus den Beobachtungen erwiesen. Der Stern Psy, der Cassiopeia gibt uns ein Beispiel, daß zwei kleine unter sich sehr nahe Sterne, bei einem dritten hellern stehen. Ist hier eine Verbindung, so müssen die beiden kleinen Sterne erstlich um ihren Schwerpunkt laufen, dann dieser den hellen Stern umkreisen. Ein dem Psy

und der Cassiopeia ähnliches Phänomen finde ich noch dreimal verzeichnet. Noch merkwürdiger ist der Fall, wo zwei Doppelsterne der ersten Classe so nahe stehen, daß man kaum umhin kann, zu vermuthen, sie gehören zu einander. Dieser Fall ist von mir dreimal bemerkt. Ein vierter Fall ist ein Doppelstern erster Classe, mit einem dritten innerhalb einer Minute zusammenstehend, wo alle Sterne gleich hell und von der achten Größe sind. Einen fünften Fall bietet das bekannte Paar Nr. 4 und 5 der Leyer, jeder fünfter Größe, dar, in einem Abstande von 3½ Minuten, jeder für sich ein Doppelstern erster Classe. Wer könnte daran zweifeln, daß wir hier Systeme sehen, wo jedes Paar für sich seinen Schwerpunkt umläuft, und beide Paare um den gemeinschaftlichen fortrücken."

Die Doppelsterne bilden den Uebergang zu den Sternhaufen. Der nächste uns allen mit bloßen Augen sichtbar, ist die Milch=

straße, die entfernten sind die zahllosen, nur durch Fernröhre sichtbaren Nebelflecken, die sich bei stärkerer Vergrößerung in unzählige kleine Sterne auflösen. Struve zählte in seinem Kataloge bis zum Jahre 1827 nicht weniger als 2303 Nebelflecken am Himmel.

Nach welchem Gesetze übrigens diese Sternhaufen gruppirt sind, ist bei der großen Verschiedenheit ihrer Form und Dichtigkeit noch nicht ausgemittelt.

Unter den Nebelflecken unterscheiden einige Sternkundige noch insbesondere die sogenannten Lichtnebel, blasse Streifen in den fernsten Himmelsräumen, an deren Form man auch Veränderungen wahrgenommen haben will. Schubert hat in seinem Werke: „Die Urwelt und die Fixsterne" viel davon gesprochen, und hält dieselben Lichtnebel für formlose Anhäufung der Urmaterie oder des Lichtäthers, aus denen sich allmählich Sterne oder Sternhaufen erst bilden sollen. Struve dagegen sagt, da alle Nebelflecken, welche

bisher durch unvollkommene Fernröhre betrachtet, als bloßer Lichtnebel erschienen sind, durch seinen Riesenrefractor betrachtet, sich in Haufen von kleinen Sternen aufgelöst haben, so sey zu vermuthen, daß auch die noch übrigen unaufgelösten Lichtnebel, durch noch bessere Fernröhre betrachtet, wenn wir solche hätten, sich als Sternhaufen zu erkennen geben würden.

Dieß ist das Panorama des Himmels. So weit kennen wir die Sterne aus dem Augenschein. Aber dieser Augenschein reicht nicht hin, uns die Räthsel der Sternenwelt zu lösen; jede neue Entdeckung vermehrt vielmehr diese Räthsel. Wie billig wünscht der Mensch, in dem Labyrinthe der Sterne sich zu orientiren. Er wünscht zu wissen, was für eine Figur die Sterne bilden? wo etwa die Mitte zu suchen sey, wenn es eine gibt? auf welcher Seite etwa unsere Sonne und Erde zu stehen gekommen sind? kurz, er will den Raum, wenigstens so weit er ihn

übersehen kann, wie eine Landkarte eintheilen, und die Lage jedes Orts gegen den andern bestimmt angeben. Er will noch mehr, er will auch wissen, wie die Sterne entstanden sind? wie sie beschaffen sind? was der Grund ihrer äußern Verschiedenheit ist? welche innern Verschiedenheiten damit zusammenhängen? ob und wie sie im Verlaufe der Zeit sich verändern? ob und wie sie mit andern uns unsichtbaren, in der tiefsten Ferne des Raums liegenden Sternsystemen zu einem Ganzen verbunden sind?

Vom Riesenbaume der Welt ragt über uns ein Zweig mit seinem vollen Blüthenüberhange; von himmlischen Gebirgen stürzt über uns ein Staubbach mit unzähligen Diamanttropfen. Wo wurzelt jener Baum? wo entspringt diese Quelle?

Je weniger man darüber Gewißheit erlangen kann, einen desto freiern Spielraum hat die Phantasie in Hypothesen, und wenn man Träume nicht für mehr ausgeben will,

als für Träume, so darf man ja wohl träumen. So lange die Wahrheit nicht gefunden ist, muß die Geschichte der Irrthümer einigermaßen dafür entschädigen.

Ich will hier die interessantesten Hypothesen zusammenstellen, und in ein kleines System bringen.

Man springt immer von einem Extreme zum andern. Sobald man erkannt hatte, daß weder die Erde noch die Sonne der Mittelpunkt des Weltalls sey, so sagte man gleich, es gibt überhaupt keinen solchen Mittelpunkt. Kaum war also das Copernicanische System anerkannt; kaum fing man an, über die vielen andern Sonnen jenseits unserer Sonne, über die Fixsterne, zu philosophiren, so war auch gleich die erste unter allen neuen Hypothesen die, welche dem alten Glauben an einen Mittelpunkt des Weltalls am meisten entgegengesetzt war. Fontenelle, ein Schüler des Descartes, erklärte in seinem berühmten Werke über die Bewohnbarkeit fremder

Him=

Himmelskörper, daß in dem unendlichen mit Atomen ausgefüllten Raum, die Atome auf dieselbe Weise sich zu verschiedenen Sonnen zusammen geballt haben, wie bei kaltem Wetter die wässerigen Dünste zu Hagelkörnern, und er sah im ganzen Himmel so wenig eine Ordnung und einen Mittelpunkt, als in einer Hagelwolke. Diese Ansicht hat sich sehr lange behauptet, da sie dem Materialismns des vorigen Jahrhunderts entsprach, weil sie im Himmel selbst die Gleichheit nachzuweisen suchte, die Gleichheit, die fast alle philosophischen und politischen Raisonnements des vorigen Jahrhunderts predigten, die man in Nordamerika und in der französischen Revolution praktisch einzuführen versuchte. — Auch die bekannte mathematische Bestimmung: Die Welt, der unendliche Raum sey eine Kugel, in welcher jeder Punkt Mittelpunkt sey, unterstützte diese Ansicht.

Dennoch konnte man sich von der alten

Vorstellung, die Welt müsse einen Mittelpunkt haben, nicht ganz losreißen. Diese Vorstellung ist uns angeboren, wir müssen immer darauf zurückkommen. Man konnte nun aber, seit man wußte, daß sich die Erde um die Sonne bewege, seit man wußte, wie klein und gering unsere Erde sey, unmöglich zu dem alten Irrthume zurückkehren, sie sey der Mittelpunkt der Welt. Auch die Sonne konnte man nicht für diesen Mittelpunkt halten, da man erkannte, daß die Fixsterne auf keine Weise von derselben abhängig seyen, und da man mit Grund vermuthen mußte, es gebe unter den Fixsternen viel größere Sonnen als die unsere. Nunmehr lag der Gedanke sehr nahe, die größte Sonne am ganzen Himmel müsse die Centralsonne, der Mittelpunkt des ganzen Weltalls seyn. Das war der Gedanke unsers großen Philosophen Kant, mit dem auch in anderer Hinsicht die Reaction gegen den zur Mode gewordenen französischen Materialismus be-

gann. Kant war aber nicht im Stande, seine Ansicht durch die Erfahrung zu bestätigen. Er glaubte im Sirius, dem Sterne, der am stärksten glänzt, und uns am größten scheint, die Centralsonne zu finden. Aber man hat ihm mit gutem Grunde eingewendet, Sirius scheine uns nur am größten, weil er uns am nächsten ist.

Da man nun keinen Stern am ganzen Himmel fand, den man zum Hauptsterne hätte machen können, verfiel man auf den Gedanken, der Centralkörper brauche ja nicht sichtbar zu seyn, es könne ja eine unsichtbare Centralsonne seyn. Dieser Meinung haben Einige angehangen, sie ist aber gar zu willkürlich, und da sie nie durch den Augenschein bewiesen werden kann, gar zu sehr auf den bloßen Glauben gestellt, als daß sie sich irgend behaupten könnte. Nur Görres hat sie auf eine geistreiche Weise zu rechtfertigen gesucht. Er sagt in dem schon angeführten Werke: „Der Centralkörper kann

eben, weil er einer höhern Ordnung angehört, nicht im Sternenlichte glänzen, so wenig wie die Erde Sonnenlicht von sich strahlt. Es wäre die Frage: ob das Auge nicht einer gleichen Steigerung fähig wäre, daß es nämlich dem höhern Lichte erschlossen würde, in dem Maße, wie es dem gewöhnlichen erblindet? Ein solches Auge, ganz das Gegentheil eines bewaffneten, das die Totalität immer im Einzelnen sieht, würde alsdann, wenn es an einen gestirnten Himmel hinaufblickt, nicht die Sterne für sich, sondern alle nur in jenem höhern Sterne erblicken; ganz allein wird die höhere Sonne in dem verklärten Lichte am Firmamente stehen, und in dem einen Schimmer würden die andern Gestirne, wie der Mond im Sonnenscheine, sich verlieren."

Die astronomische Ansicht von Görres ist aber noch in anderer Beziehung sehr interessant. Er sucht nicht bloß einen Mittelpunkt, eine Einheit der Natur, er sucht auch

daraus die Anordnung, gleichsam die Verfassung der Sterne herzuleiten. Wie wir eben gesehen, bietet der Fixsternhimmel hauptsächlich zwei einander entgegengesetzte Erscheinungen dar, zwei Sternclassen. Das Eine sind die einzelnen, selbstständig zerstreuten Sonnen; das Andere sind die in Gesellschaft vereinigten Doppelsterne und Sternhaufen. Ein ähnlicher Gegensatz herrscht auch im Sonnensysteme selbst. Die einzelnen Fixsterne gleichen den Planeten, die nahe an der Sonne, und einzeln ohne Mond, oder wie die Erde nur von Einem Monde begleitet sind; den Sternhaufen aber gleichen die von der Sonne mehr entfernten Planeten, die Gesellschaft der vier kleinen Asteroiden, Juno, Pallas, Vesta, Ceres und Jupiter, Saturn und Uranus mit ihren vielen Trabanten, endlich die vielen um die Sonne tanzenden Kometen. Aus dieser ganz erfahrungsmäßigen Beobachtung zieht nun Görres den Schluß, das Weltall sey nichts Anderes als ein ver-

größertes Sonnensystem; im Mittelpunkte desselben befinden sich die uns unsichtbaren Centralsonnen, in der Nähe derselben die selbstständigen Sonnen, wozu auch die unsere gehört, in weiterer Entfernung davon aber die Sternhaufen. Und ferner erklärt er diesen Gegensatz durch ein seinem Charakter und der Zeit, in der er geschrieben, sehr angemessenes politisches Gleichniß. In jener Centralsonne nämlich und in den ihr zunächstliegenden, nach festen Gesetzen geordneten Sonnen, herrsche das monarchische Princip, in den von ihr entfernten, noch immer wechselnden und chaotischen Sternhaufen aber das republicanische.

Dieß ist wenigstens die geistreichste Ausführung jener Hypothese von der Centralsonne. Andere Philosophen haben es unentschieden gelassen, ob ein sichtbarer oder unsichtbarer, ob überhaupt ein Körper in der Mitte der Welt ruhe, sind aber doch überzeugt gewesen, es müsse einen Mittelpunkt

geben, und haben sich demzufolge, nach Grundsätzen der Schelling'schen Philosophie, für eine ideale Mitte erklärt, für einen Mittelpunkt, wenn nicht der Masse, des Körperlichen, doch der Kraft, des weltbeherrschenden und weltbewegenden Princips.

In dieser Beziehung hat der geniale Eschenmayer die geistreichste Hypothese aufgestellt. *) Er sieht im Weltgebäude die einfachste und zugleich kunstreichste Realisirung der Mathematik; in seiner Form insonderheit die vollkommenste Ausführung der Kegelschnitte, als der höchsten mathematischen Formen. Bekanntlich sind der Kegelschnitte vier, Kreis, Ellipse, Parabel, Hyperbel, der Kreis die vollendetste Form, die drei andern nur davon abgeleitet, nur aus einander gezogene Kreise. Nun sieht Eschenmayer im Kreise die vollendete Form des ganzen Weltalls, und in seiner Mitte das

*) Eschenmayers Psychologie 1817. S. 564.

Naturcentrum. In der Hyperbel sieht er die Züge der Milchstraßen, und nach seiner Meinung verhalten sich die verschiedenen Milchstraßen zum Naturcentrum gerade so, wie verschiedene Hyperbeln zu einem gemeinsamen Mittelpunkte, oder wie verschiedene mit den Spitzen verknüpfte Kegel zu dem von diesen Spitzen gebildeten Mittelpunkte. Denkt man sich nun so viele Kegel mit den Spitzen verknüpft, als neben einander Raum haben, so bilden sie zusammen wieder eine Kugel, die dem das ganze Weltall ausdrückenden Kreise entspricht. Den Parabeln entsprechen ferner die Lagen und Bahnen der einzelnen Sonnen gegen das Naturcentrum, und endlich den Ellipsen die Bahnen der Planeten um die Sonnen.

Mit dieser kühnen, aber auch rein mathematischen, formellen, die höhern Gesetze des Ursprungs und der Verbindung der Gestirne keineswegs erschöpfenden Ansicht ist eine Reihe von Hypothesen geschlossen. Ich

möchte sie die mechanischen Hypothesen nennen, und unterscheide sie von einer Reihe anderer, die ich die organischen nennen möchte, weil sie weniger auf die bestimmte äußere bleibende Form, als auf die fortschreitende und wechselnde innere Bildung der Gestirne achten.

Die Erscheinung von Lichtnebeln, in denen nur eine dünne wolkenähnliche Masse, aber keine einzelnen Sterne zu unterscheiden sind, da in deren Mitte sich erst ein dichterer kometenartiger Kern zu bilden anfängt, hat auf den sehr nahe liegenden Gedanken geführt, dieser Lichtäther sey die Werkstätte und das Material aller Sterne, aus ihm seyen ursprünglich alle Sterne hervorgegangen, aus ihm bilden sich noch fortwährend neue Sterne. Denselben Gegensatz in den Gestirnen, den Görres den monarchischen und republicanischen nannte, haben andere Naturphilosophen, namentlich Schubert *) als einen Gegensatz

*) Schubert, die Urwelt und die Fixsterne.

von chaotischer Urmaterie, aus der sich die Sterne erst entwickeln, und von schon entwickelten fertigen Gestirnen aufgefaßt. So wunderlich widersprechen sich die Naturphilosophen. Görres sieht in den fernen Sternhaufen und Nebelflecken eine Abweichung, eine Entartung, einen revolutionären Abfall der Gestirne von der rein monarchischen Verfassung der um die Centralsonne kreisenden Sonnen. Schubert sieht in den nämlichen Lichtnebeln die unschuldigen Anfänge und Versuche zu den vollendeten Sonnenbildungen, gleichsam nur das Erdreich und die Samenkörner der künftigen Sonnen. Diese Erklärung scheint sehr natürlich, wenn man betrachtet, daß wirklich unter den am Himmel vorhandenen Nebelflecken von den dünnsten sonnenlosen Nebeln an, durch die schon zu einer Art von Kern zusammenfließenden Nebel bis zu den schon deutlichen, aber noch von einem Nebel umgebenen Sternen alle Stufen der Sternenbildung augenscheinlich dargestellt sind.

Aber diese Erklärung erklärt eigentlich nicht, was wir wissen wollen. Sie deutet uns an, daß die Sternenschöpfung unaufhörlich fortdauert, daß keineswegs eine feste bleibende Ordnung am Himmel herrscht, sondern daß immer neue Gestirne aus der Urmaterie, dem Lichtnebel, hervorwachsen. Aber nach welchen Gesetzen? In welcher Richtung? In welchem Zusammenhange? Das bleibt unerklärt, und das Naturcentrum, den Mittelpunkt der Welt verlieren wir dabei wieder ganz aus den Augen. Die Lichtwolke, aus der unaufhörlich Sterne aufsteigen, ist poetischer als die Hagelwolke von Fontenelle, allein sie erklärt uns eben so wenig.

Diese Ansicht hat übrigens etwas Uebereinstimmendes mit einer uralten Ansicht der jüdischen Kabbala, die selbst in die christlichen Systeme der Gnostiker übergegangen ist. Neuere Forscher, namentlich Herr von Meyer in Frankfurt *) haben darauf aufmerksam gemacht.

*) Blätter für höhere Wahrheit. 4te Samml.

Es genüge hier, anzudeuten, daß diese alten Kabbalisten sich die Welt rund, in der Welt aber verschiedene über einander liegende Sphären dachten, gleich den verschiedenen über einander liegenden Schalen von Zwiebeln oder gleich dem Weißei über dem Dotter. Die äußeren Kreise dachten sie sich als die verschiedenen Stufen des Himmels, ganz lichtvoll, den innersten Kreis aber hielten sie für die von uns bewohnte dunkle Welt, der durch den Sündenfall jenes himmlische Licht entzogen sey, die aber dennoch von einem Abglanze jenes Lichtes erleuchtet werde, nämlich von den Fixsternen oder Sonnen, welche ihr Licht aus jenem höhern Lichtkreise empfangen. — Es lag nun sehr nahe, die neu entdeckten zahlreichen, ja fast den ganzen Himmel umgürtenden Lichtnebel mit jenen kabbalistischen fernen Lichtgränzen der höhern himmlischen Welten zu vergleichen.

Allein diese Ansicht führt zuletzt immer zu der Vorstellung zurück, unsere Erde sey der

Mittelpunkt der dunkeln Sphäre, und mithin auch der sie umgebenden Lichtsphäre, und der wichtige Centralkörper, auf den sich Sonne, Mond und Sterne und alle Himmel allein beziehen, und so dachten es sich die Kabbalisten auch wirklich.

Unter allen Philosophen hatte wohl offenbar Swedenborg die großartigste und genialste Ansicht vom Himmel, indem er ihn den großen Menschen nannte, und die Behauptung aufstellte, jeder Stern sey im Großen und in Bezug auf das Weltganze das, was jedes Organ, jeder Theil des Menschen im Kleinen und in Bezug auf den Menschen sey. Alle Sterne erschienen ihm mithin als eben so viel einzelne Functionen, Kräfte, Sinne und Triebe des großen himmlischen Menschen, Alle lebendig, zum Ganzen wirkend. Uebrigens lag auch dieser Gedanke nahe. Er war nur die Umkehrung des alten allgemein bekannten Gedankens, der Mensch sey die kleine Welt. Der bloße spielende

Witz schon konnte umgekehrt sagen, die Welt ist der große Mensch. Er war ferner nur die Umkehr der alten bekannten Astrologie. Wie man nämlich in frühern Zeiten allgemein annahm, jeder Stern beherrsche gewisse Glieder und Kräfte des menschlichen Körpers, so durfte man nur hinzufügen: Also verhält er sich zum Körper des Himmels selbst, wie das von ihm beherrschte Glied zum Körper des Menschen. — Aus dieser Ansicht nun folgt natürlicher Weise die Erklärung der an den Sternen bemerkten Verschiedenheit. Sie sind nämlich eben so verschieden von andern, ihre Beschaffenheit, ihre Bewohner, ihre Geschichte ist so verschieden von einander, wie die Organe des menschlichen Körpers von einander verschieden sind. Daß übrigens bei der Ausmalung dieses Gedankens der Phantasie der freieste Spielraum verstattet ist, versteht sich von selbst.

Dieß ist, in der größtmöglichen Kürze zusammengefaßt, der Inhalt der geistreichsten,

bisher bekannten Hypothesen über die wahre Gestalt und Natur des Fixsternhimmels. Ob sich nicht noch manche neue Hypothesen ausdenken lassen? Warum nicht? Ich will sogleich mit einer dienen.

Man hat bisher den Doppelsternen zu wenig Aufmerksamkeit bewiesen. Diese Sterne scheinen gerade in der Mitte zu stehen, zwischen den einzelnen von Planeten begleiteten Sonnen und zwischen den Nebelflecken. Diese mittlere, von beiden Extremen gleich weit entfernte Stellung, die Schönheit und das Ergreifende ihres Anblicks, vor Allem aber das Symbol der Freiheit und der Liebe, das sich in ihnen darstellt, machen sie zu der vollkommensten Erscheinung am Himmel. In der dichten Zusammenhäufung von Sternen, wie in den zerfließenden Lichtnebeln liegt etwas Rohes, eine noch nicht vollendete Bildung. In den von dunkeln Planeten sclavisch umringten Sonnen spricht sich ein Gesetz der Ueberordnung und Unterordnung aus, das

zu streng, zu egoistisch ist, als daß es das höchste seyn könnte. Aber in den Doppelsternen sehen wir ein freies Wesen mit einem andern freien, eine Sonne mit einer Sonne innig verbunden, und wodurch verbunden? Da beide selbstleuchtende Sonnen freie Wesen sind, nur durch Liebe verbunden. Während die Lichtnebel dem Meere, den Erd- und Luftschichten, den rohen Elementen; während die Sternhaufen den zusammengehäuften Pflanzen, den Wäldern; während die Sonnen mit ihren Planeten den Thierheerden, dem Stiere mit seinen Kühen, dem Hahne mit seinen Hühnern gleichen, gleichen die Doppelsterne allein der Liebe oder Freundschaft, der Ehe oder dem freien Bunde eines Menschenpaares. Auf diese Weise erscheinen die Doppelsterne als das Ideal der Sternbildung, und dieser Gedanke ließe sich weiter durchführen.

Doch, was kann die Phantasie nicht Alles aus einem so dunklen Stoffe herauszaubern? Eschenmayer macht daraus eine mathemati-

sche Figur, Görres ein höheres Sonnensystem, Swedenborg einen höhern menschlichen Organismus. Welche andere Vergleichungen lassen sich nicht noch anführen? Wo die Vergleichung nur irgend einige Aehnlichkeit hat, entsteht ein poetisches Bild. Die Erfahrung liefert nur den Stoff für die Hypothesen, aber nicht den Beweis. — Soll man nun aber gar nicht über die Sterne phantasiren? Das wäre zu viel verlangt. Gerade da hat Symbolik, Mythe, mit einem Worte Poesie ein Recht einzutreten, wo die nackte Wahrheit ausgeht. Nur nöthige man Niemand, das Bild für die Sache selbst zu nehmen.

Das wären nun die Hypothesen, durch die man sich das Verhältniß der Gestirne im Raume zu erklären gesucht hat. Ich muß noch einer Meinung erwähnen, die auch die Zeit des ganzen Weltlaufs betrifft.

Einen Tag wie den andern dreht sich die Erde um sich selbst; einen Monat wie den andern der Mond um die Erde; ein Jahr wie

das andere die Erde um die Sonne; allein neben dieser ewigen Monotonie besteht auch ein Wechsel am Himmel, bedingt durch die allmähliche Achsendrehung der Himmelskörper und ihrer Bahnen. Man nimmt z. B. von unserem Sonnensysteme an, daß im Anfange desselben alle Planeten mit der Sonne eine gewisse einfache Constellation gebildet hätten, in der Art nämlich, daß ihre Bahnen alle in gleicher Ebene mit der Sonne gelegen, und daß auf ihnen der Aequator und die Ekliptik noch nicht getrennt gewesen wären, daß aber eine zunehmende Schiefe der Ekliptik und zugleich eine Abweichung der Planetenbahnen eingetreten sey, die wahrscheinlich bis zu einem gewissen Grade fortschreiten, und dann wieder zur ursprünglichen einfachen Constellation zurückkehren werde, und daß auf diese Weise, im Verlauf vieler Jahrtausende ein Weltjahr, eine große Lebensperiode des Sonnensystems sich vollenden werde. Solche Weltjahre berechneten schon die Alten, und Schubert hat

neuerdings dieser Rechnung großen Fleiß gewidmet. Hieran knüpft sich dann auch die Bedeutung der Astrologie, die Pfaff in Erlangen vor nicht langer Zeit wieder zur Sprache gebracht hat. Warum, darf allerdings gefragt werden, warum sollten nicht, da Alles in der Natur nach dem weisesten Gesetze im Zusammenhange geordnet ist, die astronomischen Perioden mit denen der Geschichte, die wichtigsten Constellationen mit den wichtigsten Weltbegebenheiten, die aufsteigenden und absteigenden Bewegungen, die Culminationspunkte und die Störungen in dem astronomischen Leben mit den Hauptepochen der Geschichte zusammenfallen?

Wir sind indeß noch so wenig von dem wunderbar verschlungenen Sphärentanze unterrichtet, daß wir die interessantesten Constellationen erleben können, ohne es nur zu bemerken. Zahlreiche und weltbekannte Thorheiten der frühern Astrologie haben bewiesen, daß man sich vor Spielereien und Hypo-

thesen in diesem Gebiete zu hüten habe. Folgendes jedoch möchte unbezweifelte Thatsache seyn.

Wie innig das physische Leben auf unserm Planeten von astronomischen Bedingungen abhängt, das beweisen Tag und Nacht, die Jahreszeiten, die Wirkungen des Mondes und der Sonne. In dieser Hinsicht hat noch Niemand die Astrologie bestritten. Alles physische Leben steht unter dem Einflusse zunächst der Sonne, dann des Mondes. In wiefern auch die übrigen Planeten einwirken, ist noch nicht ermittelt. Daß aber der Fixsternhimmel im Großen keineswegs ohne Einfluß auf diese Erde ist, erhellt aus einem merkwürdigen Umstande. Wie nämlich um unsern Nordpol sich ringsumher feste Continente lagern, während um den Südpol herum nur eine weite Wasserfläche sich ausdehnt, so erblicken wir auch die Hälfte des Himmels, die diesem Nordpole gegenüber liegt, voll unzähliger Sterne, in großen Massen gehäuft,

während die dem Südpole gegenüber liegende Himmelshälfte weit ärmer an Sternen ist. Das Uebergewicht des Nordpols auf unserer Erde scheint also abhängig von einem allgemeinen Naturgesetze, nach welchem in dieser Richtung überhaupt die Massen sich häufen, und die Erde ist hierin nur ein Abbild des Weltalls überhaupt.

Die Wissenschaft bleibt aber bei dieser einzigen Thatsache stehen. Was darüber ist, das ist bloße Hypothese. Theophrastus Paracelsus hatte den wunderlichen Gedanken, daß jeder einzelne Stern einen besondern Einfluß auf unsere Erde habe, und daß lediglich nichts auf der Erde geschehe, was nicht durch den Aufgang eines Sterns bewirkt werde. Wenn ein Windstern aufgeht, sagt er, so entstehet Wind. Wenn ein Blumenstern aufgeht, so geht auch eine Blume auf ꝛc. Er bedachte aber nicht, daß täglich genau die nämlichen Sterne aufgehen, während doch täglich auf der Erde etwas Anderes geschieht. Einer

der ausgezeichnetsten neuen Naturphilosophen, Steffens, trägt auch eine seltsame Meinung vor. Er sagt in seiner Anthropologie, im Sonnensysteme existire nichts für sich, sondern nur durch Wechselwirkung; die Planeten seyen daher auch nicht aus der Sonne und nach der Sonne entstanden, sondern mit der Sonne zugleich, beide durch ihre Wechselwirkung, und so sey denn auch das Licht keineswegs eher da gewesen, als der mit dem Lichte in so genauer Beziehung stehende planetarische Organismus zunächst der Pflanzen, dann der Thiere; vielmehr sey das Licht eben so gewiß erst durch die Pflanze erzeugt worden, als die Pflanze durch das Licht. Ich habe dieser geistreichen Ansicht nur das entgegen zu setzen, daß Steffens dabei von dem allen Naturphilosophen noch anklebenden Irrthume ausgeht, das Licht sey nothwendig an einen Pol gebunden. Daß dieß ein Irrthum ist, beweisen die Doppelsterne, welche das Licht von beiden Polen zeigen. Mich dünkt, die Beobachtun-

gen, die man an den Doppelsternen gemacht hat, müssen die ganze bisher gültige Lehre von der Polarität des Lichts modificiren.

Dem sey nun, wie ihm wolle. Ein physischer Zusammenhang der Weltkörper ist unläugbar, und es frägt sich nun, in wiefern auch ein geistiger Zusammenhang der darauf lebenden Wesen stattfindet. Wir Bewohner der Erde sind isolirt, und haben, wenn wir nicht den Visionen Swedenborgs glauben wollen, niemals mit Bewohnern anderer Weltkörper Verkehr gehabt. Dennoch dürfen wir uns wohl als Glieder eines höhern Ganzen betrachten, in dem wir unbewußt begriffen sind. Es heißt, in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Gibt es nun vielleicht bessere und schlechtere? Gibt es höhere und niedrere Wesen, als wir sind?

Man hat viel von einer Wanderung durch die Sterne geträumt, aber das ist wohl ein trivialer Gedanke. Die Himmelskarte ist keine Postkarte. Wir müssen, wenn wir die

Zukunft im Auge haben, immer eher glauben, auf dem Radius ins Centrum der Dinge zu gelangen, als auf der unendlichen Peripherie herum zu kreisen, ohne je zum Ziele zu gelangen.

Tiefsinnige Theologen haben sich mit der Frage beschäftigt, wie sich Christus zu den übrigen Weltbürgern verhalte. Swedenborg löst diese Frage auf eine Weise, die mehr witzig als befriedigend ist. Er sagt nämlich, er habe auf seiner Wanderung durch die Himmelskörper die Bewohner derselben über diese Sache befragt, und von ihnen zur Antwort erhalten, es sey keineswegs auf allen Himmelskörpern ein besonderer Christus erschienen, sondern unser Christus allein habe nicht nur die Erde, sondern auch alle andern Himmelskörper erlöst. Unsere Erde sey aber zu der Ehre, Christus aufzunehmen, nur durch ihre Schlechtigkeit und Verdorbenheit gekommen; denn da Gott das Uebel bei der Wurzel habe ausrotten wollen, so habe er seinen Sohn

auch dahin gesandt, wo das ärgste Uebel gewesen. Aus demselben Grunde habe er ihn auch unter den Juden, als dem verderbtesten Volke, geboren werden lassen. — Diese Frage hängt übrigens wohl von einer noch frühern ab, an die man bisher gar nicht gedacht hat, nämlich: wie verhält sich Adam zu den präsumtiven Adams anderer Himmelskörper?

Wem es beliebt, der denke weiter darüber nach.

Zehntes Capitel.

Bibliothek. — Ambraser Sammlung. — Kaiserlicher Schatz. — Antiken=Sammlung. — Aegyptische Sammlung. — Naturaliencabinet und brasilianische Sammlung.

Da ich das ganze Jahr unter Büchern lebe, waren sie es nicht, was ich in Wien suchte. Ich wollte mich zerstreuen, und Menschen sehen, nicht Bücher. Ich muß daher zu meiner Beschämung bekennen, daß ich die Bibliotheken nur eben durchlaufen bin, und nichts davon näher angesehen habe, als einige seltene orientalische und altdeutsche Handschriften, eine Schirin, einen Schah Nameh, ein naturphilosophisches Manuscript voll der wunderlichsten Phantasien, ein deutsches Hel=

denbuch ꝛc. Das letztere befindet sich in der berühmten Sammlung, die vom Tyroler Schlosse Ambras nach Wien gebracht worden ist, in Deutschland das älteste Naturalien- und Kunst-Cabinet, das man kennt, daher sehr reich an Seltenheiten. Herr Director oder Custos Bergmann (ich habe leider für Titel kein Gedächtniß) hatte die Güte, mich die Ambraser Sammlung, so wie das reiche Antikencabinet in Detail durchmustern zu lassen. Er ist ein geborner Würtemberger, und eben so gefällig als einsichtsvoll.

In dieser berühmten Ambraser-Sammlung findet man von allem etwas, was in den andern großen Wiener Sammlungen enthalten ist, eine Bibliothek (ältere seltene Werke), einen Waffensaal (unzählige Harnische und Waffen berühmter Oesterreicher, Ungarn und Italiener), ein Naturaliencabinet (das älteste der Welt, voll schön erhaltener seltener Exemplare), einen Schatz (strotzend von Gold und Edelsteinen und unzählbaren Kunstwer-

ken), einen Ahnensaal (die Stammtafeln und Familienbilder der alten Herzoge und Kaiser) und ein Cabinet voll Miniaturportraits berühmter Männer und Frauen des Mittelalters (in seiner Art das reichste und interessanteste der Welt). Den Kunstfreund wird hier vor allem andern das berühmte Salzfaß von Benvenuto Cellini anziehen, das einen Centner schwer, in gediegenem Golde wunderschön gearbeitet, und von Goethe bereits hinlänglich gelobt ist. All diese alte Pracht hat mich aber nicht so sehr angezogen, wie das Cabinet mit Portraits, in denen der große Geist der Geschichte den zierlichsten Tempel bewohnt. Fast alle großen Fürsten und Fürstinnen, Helden, Staatsmänner, Dichter, Künstler und Gelehrte, die im Mittelalter berühmt geworden sind, befinden sich hier in größtentheils gut gemalten Portraits beisammen, daher diese Sammlung auch unaufhörlich zu Copien benutzt wird. Namentlich wird sie seit einiger Zeit von den

Almanachen ausgeplündert, deren historische Portraits meist aus der Ambraser Sammlung entlehnt sind. Man kann Stunden lang in diesem köstlichen Cabinete verweilen, und immer ziehen neue Gesichter das Auge auf sich, so viele hundert sind deren vorhanden, und so viel Geist, so viel Energie, so viel Weltgeschichte ist in ihnen. Unter allen aber hat mir der Dante am besten gefallen. Auf den Kupferstichen sieht man ihn meist zu melancholisch und ältlich. Hier erscheint er viel jünger und feuriger, und der ganze Stolz der Ghibellinen thront in seinem Gesichte. Hier wirft der Vulcan noch Feuer, der im Kupferstiche schon ausgebrannt ist.

Folgende Anekdote von Dante wird wohl sehr wenigen Lesern bekannt seyn. Dante befand sich einst als ein armer Gelehrter an der Tafel eines reichen und vornehmen Italieners, der seiner spotten wollte, indem er heimlich alle Knochen von der Tafel unter Dante's Stuhl legen ließ. Als man ihn

nach der Mahlzeit darauf aufmerksam machte, und ein Gelächter über ihn erhob, antwortete er stolz: Habt ihr eure Knochen verzehrt, wie Hunde pflegen, so wißt, ich bin kein Hund.

Der kaiserliche Schatz in der Burg ist vielleicht nicht ganz so reich als das grüne Gewölbe in Dresden, aber durch seine geschichtlichen Reliquien interessanter. Seine größte Kostbarkeit im physischen Sinne ist der große Diamant, den Karl der Kühne in der Schlacht bei Nancy zugleich mit seinem Leben verlor. In der Mitte zahlloser anderer Diamanten, die sich wie Kinder und Kindskinder um ihn reihen, nimmt er sich auf dem Hintergrunde von schwarzem Sammet prächtig genug aus, und da es gerade ein trüber Tag war, schienen diese blitzende Gesteine als Sterne des Tages dem matten Sonnenlichte zu Hülfe zu kommen.

Man wendet sich aber bald von ihm ab, um mit erhöhter Theilnahme die Krone und

das Schwert Karls des Großen zu betrachten. Die riesenhafte Krone, mit ungeschliffenen großen Edelsteinen geziert, gibt auf den ersten Blick zu erkennen, daß sie einer fernen Zeit angehört. Sie paßt für keinen menschlichen Kopf mehr; sie ist, wie das Reich, das sie bedeutet, zu groß für Häupter von heute. Da sie hundertmal abgebildet ist, und millionenmal auf kaiserlichen Münzen abgeprägt, so will ich sie hier nicht näher beschreiben; nur bemerke ich, daß der Bügel, der über sie hinwegläuft, nicht ursprünglich von Karl dem Großen herrührt, sondern erst von Conrad I. hinzugethan ist, dessen Name auch in Perlen gestickt darauf zu lesen ist. Neben dieser und einigen andern Reliquien der ältesten deutschen Kaiserzeit sieht man das Schwert Tamerlans. Wahrlich, die Schwerter Karls des Großen und dieses Bezwingers Asiens neben einander, machen einigen Eindruck auf die Phantasie.

Zufall oder Absicht hat Napoleons italie-

nische Krone ihnen zugesellt. Diese kleine, dünne, leichte Krone, in einer Nacht flüchtig geschmiedet und mit falschen Edelsteinen ausgelegt, ist so schlecht, als man sie nur in einer Theatergarderobe findet; allein es ist die Krone Napoleons, er selbst hat sie getragen, er hat sie durch die unsterblichen italienischen Feldzüge erobert, und ist etwas Bettelhaftes daran, so erinnert es an die Lumpen jener republicanischen Armeen, die man, ohne das Auge zu beleidigen, hier eben so gut hätte aufhängen können.

Der Reliquien anderer weltgeschichtlicher Heroen, so wie der reichen hier aufgehäuften Türkenbeute will ich nicht ausführlich gedenken. Es existiren ja wohl Beschreibungen davon. Gold und Edelsteine sieht man hier in großen Haufen. Wenn das Meiste davon hier mit Recht nur als Reliquien zur Schau gestellt ist, so kann man sich doch kaum der Lust enthalten, einmal von den kostbaren Geschirren zu tafeln und aus den Bechern

zu

zu trinken, die hier so ganz unbenutzt seit Jahrhunderten liegen. Man wünscht diese schweren Lasten Gold beim festlichen Mahle auf dem Tische zu haben, die ungeheuren mit Edelsteinen und seltenen Kameen ausgelegten Schüsseln voll dampfender Speisen und edler Früchte, die Riesenbecher voll süßen Tokaiers. Man läßt es sich sonst in Oesterreich schmecken, aber der ästhetische Tafelsinn der Alten scheint ausgestorben, denn ich hörte, daß dieser alte Service niemals gebraucht würde.

Das gefiel mir allein in diesem Schatze nicht, daß sich mitten unter den heiligen Reliquien Karls des Großen und anderer unsterblichen Helden, so viele Curiosa und Spielereien befinden, als ob die Seltenheit allein den Werth ausmachte. Die Spieluhren, Schnitzereien und Schnitzeleien, die sonderbar geformten Perlen, Onyxe, Smaragden, Granaten rc. gehören nicht zu jenen ehrwürdigen Gegenständen weltgeschichtlicher Andacht.

Die Edelsteine übrigens, diese Blumen unter der Erde, müssen wohl jedem Auge schmeicheln. Leider sind sie unter uns Deutschen viel zu selten, als daß wir ihre Aesthetik gehörig cultivirt hätten. Auch die Physik hat ihre geheimnißvollen Kräfte noch lange nicht erschöpft. Herr Fladung, ein kenntnißreicher Mineraloge, hatte die Gefälligkeit, mich in seine Sammlungen und in sein System der Edelsteine einzuweihen, mir interessante unentdeckte Experimente mit dem Turmalin, Hyacinth rc. zu zeigen, und mir ein Schema mitzutheilen, welches die ächten Edelsteine von den unächten haarscharf unterscheiden lehrt.

Im Antikencabinete, in der Sammlung von Medaillen und Münzen sah ich ebenfalls außerordentliche Schätze. Im erstern fällt besonders die große Menge antiker Vasen auf. Sie stehen indessen so frei, daß wenn einmal eine große Menge Menschen zugleich in den Saal käme, z. B. die deutschen Natur=

forscher bei ihrer künftigen Versammlung in Wien, ich nicht absehe, wie die Herren sich becomplimentiren wollen, ohne daß irgend ein Rokschoß die eine oder andere Vase herunterwirft. Besser durch kleine Kettchen verwahrt sind die zahlreichen altrömischen Geräthe, Waffen, Götzenbildchen ꝛc., wovon es hier wimmelt.

Ich weiß nicht, welcher Unstern in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Wien über mir waltete, daß ich anstatt das berühmte Josephinische Wachscabinet zu besuchen, in die ägyptische Sammlung gerieth. So merkwürdig diese Mumien und Götzenbilder sind, so beleidigen sie doch das ästhetische Gefühl auf die schmerzhafteste Art. Die lange Reihe von Mumien, wovon die einen noch im Sarge verschlossen, andere einer Hülle nach der andern beraubt, und die letzten ganz nackte eingedorrte Gerippe sind, geben ein Bild der Todtenauferweckung, so scheußlich es nur seyn kann, und die Götzenfratzen in

den Schränken umher, gleichen den Teufeln, die auf den Raub der ekelhaften Leichen wie Harpyen lauern. Man bringt das garstige Zeug kaum mehr aus der Phantasie heraus, und ich erinnere mich nur einer Sammlung von Mißgeburten, die noch empörender war. Ein junges hübsches Mädchen sah sich diese ägyptischen Todesfratzen ebenfalls an, und hatte die herzlichste Freude daran, ohne den mindesten Ekel. Aber so ist dieses liebenswürdige Geschlecht, von dessen Herzensweichheit unsere sentimentalen Dichter schon so unmenschlich viel gelogen haben.

Das Naturaliencabinet, eines der reichsten in der Welt, und die brasilianische Sammlung gewähren dem Naturfreunde unschätzbare Genüsse. Die ungeheure Menge und Mannichfaltigkeit von Thieren, die in dem erstern zusammengehäuft sind, versetzen uns in die Arche Noä. An der brasilianischen Sammlung gefällt aber hauptsächlich die Eleganz und Frische der

Exemplare und die systematische Vollständigkeit. Man bewundert die Fortschritte der Empirie in den Bemühungen beider Brüder Natterer, wovon der eine in Brasilien fortwährend sammelt, und der andere in Wien das Gesammelte ordnet und zur Schau stellt. Eben war wieder eine frische Sendung angekommen, darunter neue Amphibien von der groteskesten Form, halb Kröte, halb Krokodil, niegesehene Ungeheuer. Herr Natterer sammelt in Brasilien Alles, von den Riesenthieren herab bis zu den Eingeweidwürmern des Colibri's, und kauft zugleich in großer Menge Kleider, Putz, Waffen und Geräthschaften der Indianer auf, wovon hier schon ein ganzes schön erhaltenes Magazin beisammen ist. Der Federnputz insbesondere sucht an Pracht, Zierlichkeit und nicht selten auch an Geschmack seines Gleichen.

Uebrigens tritt in allen solchen Naturaliencabineten doch mehr die häßliche als die schöne Seite der thierischen Welt hervor.

Die schöne Farbe allein, auch wo sie wohl erhalten ist, ersetzt die schöne Bewegung, ersetzt das muntere Leben nicht, und ohne diese lebendige Bewegung erscheint die Form erstarrt, wenn nicht durch Geschmacklosigkeit oder Ungeschicklichkeit des Ausstopfers verunstaltet. Das häßlichste aller nur denkbaren Thiere, auf das ich hiermit die Callots und Hogarths aufmerksam machen will, findet man in dem großen Wiener Naturaliencabinet unter den Vögeln. Es ist eine junge noch nicht ausgewachsene Schleiereule, der Todtenvogel par excellence.

Eilftes Capitel.

Ueber den Orden des goldenen Vließes.

Im Antikencabinete sah ich unter andern eine alt-römische Kette, die bei feierlichen Umzügen gebraucht worden zu seyn scheint, und deren Zierrathen ziemlich viele Aehnlichkeit mit der Kette des goldenen Vließes haben. Symbolik ist wohl offenbar darin enthalten, wenn auch eine andere als in der Kette des goldenen Vließes.

Ueber die Symbolik der letztern findet man in einem alten Buche genügenden Aufschluß, und ich will hier das Wichtigste daraus citiren, da der Orden so berühmt, und namentlich an das Haus Habsburg geknüpft ist.

Das Buch heißt:

Die Sonne von Osten, oder philosophische Auslegung des goldenen Vließes. Colchis 5790, im Verlage der Argonauten.

Hierin nun steht folgende Erklärung: „Wenn man läugnen wollte, daß Philipp Herzog von Burgund, den man auch den Alchymicum nennet, ein Besitzer des Steins der Weisen war, es sey nun, daß er ihn selbst erfunden, oder daß er ihme, welches glaublicher ist, durch einen Adepten, (wegen Gutheit seines Herzens, von welchen er auch den Beinamen Philipp der Gute erhalten) mitgetheilet worden, so überzeugt uns (nebst seiner großen Pracht, in welcher er, und nach ihm sein Sohn Herzog Karl es dem Bourbonischen Hof selbst zuvorthat, und der Ueberschwinglichkeit seiner Unterthanen) der Orden, den er gestiftet hat, die Kleidung die die Ordensritter getragen haben, und theils noch tragen, sammt den Sinnbildern und Inschriften, die darauf

vorkommen, am allermeisten aber die Kette desselben, die wir nun durch ächte Philosophen selbst erklären und anzeigen wollen, daß sie ein kleiner Inbegriff der ganzen hermetischen und königlichen Kunst, oder des philosophischen Steins sey.

„Die Kette bestehet aus gemeinen geschmolzenen Kieseln oder Feuersteinen: jeder davon befindet sich zwischen zwei Staalen von Gold. Benannte Steine werfen goldene Flammen von sich, unten kommen diese Staale und Steine zusammen, allwo sich ein schwarzer Stein mit sieben rothen Tropfen oder Thränen befindet, der größer ist als einer der übrigen einzelnen, mit der Ueberschrift: pretium non vile laborum. An welchen schwarzen Stein sich auch stärkere und größere, zugleich rothe feuerfarbene von émaille gemachte Flammen befinden. Endlich ganz unten hängt ein auch goldenes Widdervließ oder Widderfell.

„Nun in dieser Kette kommen drei Hauptsachen zu betrachten vor. Erstens: die ge-

meine Feuersteine mit ihren Staalen. Zweitens: der große schwarze Feuerstein mit seinen rothen Thränen. Drittens das Widderfell. Ich will dahero jedes in einem besondern Capitel erklären, und dann auch der Ueberschrift gedenken, sammt einer andern, die auf dem Ordenskleide mit Gold gestickt ist, und da heißt: „Ante ferit, quam flamma micet“ Vorhero aber nur noch sagen, daß Herzog Philipp zu dieser Erfindung der Kette, durch die Geschichte Jasons verleitet worden, als in welcher ebenfalls das ganze Geheimniß der hermetischen Philosophie angedeutet wird, und daß ich die Kette vor mir nehme, so wie sie bei ihrem Ursprunge getragen worden, denn nach einiger Zeit ist den Ordensrittern erlaubt worden, anstatt der schweren goldenen Kette zum täglichen Gebrauch nur den schwarzen Stein mit den rothen Thränen, und erst gemeldter Ueberschrift, seinen größern Feuerflammen und Staal mit dem goldenen Widderfell an einem ponceaufarbenen Bande zu

tragen, auch öfters anstatt selben einen weißen oder rothen Edelstein mit mehr andern Brillianten besetzt.

„Die gemeine Kies- oder Feuersteine sammt den Staalen bedeuten zusammen die philosophische Materie, roh, so wie sie die Natur geschaffen, und der Künstler sie findet.

„Aus einer Materie allein aber kann nichts werden, so wenig man aus dem Feuer oder Kiessteine ohne Staal oder andern ihm ähnlichen Materien Feuer haben kann.

„Darum wird man in allen Hieroglipheu unsere Materie meistens mit zwei Figuren vorgestellt sehen; als unter Löwen und Schlangen — Kröte und Adler — geflügelte und ungeflügelte Drachen — Mann und Weib, deren Köpfe Sonne und Mondgestalt haben; wird sie aber vereint, und folglich unter einer Figur allein angezeigt, so ist solche geflügelt, sie hat Thieres- oder Menschengestalt, um nebst dem männlichen und

wirkenden, zugleich das weibliche, leidende oder flüchtige damit zu bezeichnen.

„Aber alle diese verschiedene, sowohl einzelne als doppelte Figuren, bezeichnen immer nichts Anderes, als das Fixe und Flüchtige, Trockene und Feuchte, Erde und Wasser, Mann und Weib, Schwefel und Merkur, Wirkende und Leidende, Sonne (☉) und Mond (☾) die vereinigt unter ☿ gestalten; der getheilt und gehörigermaßen zubereitet, hinwiderum unsern doppelten Merkur ausmachen, welcher genug ist, wie die Weisen sagen, zu Vollbringung des ganzens Werks.

„Diese Vereinigung obbemeldter zwei Wesen, oder Substanzien ist demnach der Weisen Rebis, oder Resbina, aus welchen sie allein den philosophischen Stein machen, was für Namen man auch diesem Wesen beilegen mag.

„Basil sagt unter vielen andern Philosophen zur Erklärung dieser Steine der Kette sehr einleuchtend zu Ende seines zwölf=

ten Schlüssels: „de prima materia lapidis“ diese vielbedeutende Worte:

Ein Stein wird funden, ist nicht theuer,
Aus dem zeucht man ein flüchtig Feuer
Davon der Stein selbst ist gemacht,
Von weiß und roth zusammenbracht,
Es ist ein Stein, und doch kein Stein,
In ihm wirkt die Natur allein,
Daß daraus springt ein Brünnlein klar ꝛc.

„Diese Verse, so schlecht sie dem Ansehen nach sind, sagen so viel, daß sie verdienen, um desto deutlicher die Anspielung der Steine dieser Kette mit den Worten dieses Philosophen zu sehen.

„Ein Stein wird funden, ist nicht theuer.“

„Der Autor nennet die philosophische Materie gleich wie viele andere Philosophen nicht umsonst einen Stein! Er will dadurch beiläufig die Form derselben anzeigen, nämlich: daß sie einen Körper haben muß, den man gleich einem Stein in die Hand fassen, und etwa damit werfen könne; wie wirklich in dieser Absicht Theophrast sagt: daß man-

cher einen Stein nach einer Kuhe wirft, der mehr werth ist, als sie selbst.

„Nebst dem Theophrast und Basil, die unsere Materie einen Stein nennen, sind noch viele andere Philosophen, die selbe bald einen Feuerstein, bald einen Adlerstein, der unsern Stein in sich verborgen hält, das ist: daß aus unserm gemeinen und rauhen Stein, der philosophische entspringe, bald einen Stein oder compacte Erde nennen, so zerfließt ober dem Feuer in Wasser.

„Avizen sagt: wisse, daß unser großes Werk angefangen wird, indem unser Stein in sein eigen Wasser aufgelöst wird, das ist: damit ich auf die Kette anspiele: das Feuer unsers Steins durch sein feuriges Wasser, als des Staals ausgezogen werde, und beide ein feuriges Wasser, oder wässeriges Feuer werden. Dieses bishieher angeregte sey wegen dem Namen, den Basil und andere unserer Materie beigelegt haben, indem sie

selbe einen Stein nennen, genug und wir wollen unsere Spur weiter fortsetzen.

„Er sagt ferners in diesem Vers: „wird funden.“ Durch dieses Wort gibt er zu verstehen, daß dieser Stein oder Materie, die er darunter verstehet, nicht seltsam ist, sondern gemein, offentlich und überall sich befinde, so wie man keine Diamanten, wohl aber gemeine oder Kieselsteine überall genug antrifft. Aus welcher Ursache eben aus diesen, und nicht aus kostbaren Steinen die Kette des goldenen Vließes zusammengesetzt ist, und dieses wollte Herzog Philipp darunter zu verstehen geben, ansonsten hätte er Diamanten, oder eine andere Gattung kostbarer Steine dazu genommen, da der übrige Ornat kostbar ist.

„Unsere Materie oder Stein ist das allerkostbarste und edelste nach der menschlichen Seele! auch das allerrareste, kann Könige vertreiben, dazu das allerschlimmste und verachteste Ding auf der ganzen Welt;

der Eckstein den die Bauleute Salomons verworfen.

„Aus dem zeucht man ein flüchtiges Feuer.“

„Basil zeigt hier die Eigenschaft des Steins oder Materie an, nämlich: daß solcher voll flüchtigen, oder besser zu sagen, himmlischen Feuer seye; wie dann auch an der Kette des goldenen Vliesses, die goldene Feuerflammen, die auf jeder Seite, an jedem der Steine sich befinden, solches gleichmäßig anzeigen.

„Daß aber die Flammen von Gold, und nicht etwa von gelbem Schmelz oder émaille sind, zeiget an, daß dieses Feuer der Steine kein gemeines oder grobes, wie das elementarische im Holz und gemeinen Steinen, sondern, wie ich es erst benamset, himmlisches Feuer, Licht, oder flüssiges Gold sey; wie denn ein gewisser Philosoph sagt: daß die Sonnenstrahlen pure Ausflüsse eines geistigen Goldes seyen, von dem solches Feuer eben seinen Ursprung hat.

„Da-

„Davon der Stein selbst ist gemacht,“
„Von weiß und roth zusammen bracht.“

„Nur muß ich zu mehrerer Deutlichkeit hier noch beifügen, was hauptsächlich der zweite Vers zu verstehen gibt, daß die Worte: „von weiß und roth“ nicht allein dieß astralische und elementarische Gold anzeigen, was von oben herab in unsere Materie, oder hauptsächlich in den einen Theil unserer Materie, den wir eigentlich den Stein nennen, gekommen ist, und unter den gemeinen Kies- und Feuersteinen des Vließes angezeiget wird, sondern die Vereinigung mit dem andern Theil, den die Staale andeuten, welcher gleichermaßen mit diesen zwo Arten des jedoch weniger fixen Goldes geschwängert ist, derowegen weiß oder Mond genennet wird, sowie der andere roth oder Sonne, dessen ich vorher schon erwähnet; dann erst, wenn beide vereinigt sind, ist es der Weisen Stein oder Materie, davon sowohl unsere Erde, als

unser Himmel, oder wie Basil ihn hier nennt, flüchtiges Feuer entspringt.“

„Ebenso wird zu der Geburt des philosophischen Steins, daß ich es noch einmal age, unsere jungfräuliche Luna erfordert, wenn schon die Philosophen nicht stets selbes erwähnen, auf daß sie den astralischen flüchtigen Schwefel, Feuer oder Sonne in sich fasse, und ihn als einen unzerstörlichen himmlischen Schwefel oder Licht wieder gebähre rc. Durch dieses geschiehet jenes, was die Philosophen sagen: daß man das Auswendige der Materie einwärts, und das Inwendige auswärts kehren soll.“

„Es ist ein Stein, und doch kein Stein“

„Aus angeführten ist nun klar zu ersehen, wie die philosophische Materie, ungeachtet sie aus mehreren, um mich nochmals so auszudrücken, Steinen und Staalen entstehet, nur eine Materie ausmache, wie jene nur eine Kette gestaltet, daß kein Zweifel übrig bleiben kann, weil die philosophische Steine,

wie jene der Kette einander gleich und eines Wesens sind, so, daß eine und die andere zusammengeschmolzen werden, selbige nur einen Stein, oder eine gleichförmige Sache ausmachen. Daher auch die Philosophen, wenn sie von unserer Materie unter dem Gesichtspunkte des mineralischen Reichs reden, eben in der mehrern Zahl sprechen, als: aus Metallen und Mineralien machen wir unsere Medicin oder philosophischen Stein. — Aus Metallen, durch Metalle und von Metallen ꝛc. Denn sie betrachten in diesem Falle unsere Materie, weil sie einen Körper hat, als ein Metall sowie ihren flüssigen Theil als Mineral, und die nichts anders sagen wollen, als obbemeldte Steine und Staale.“

„Wie aber die nämliche einige Materie eins, und zugleich zwei — drei — vier — fünf und doch nur eins seyn kann, ist auf folgende Art zu verstehen. Die Materie ist zwar eine, entstehet aber aus zweien Wesen einer Wurzel, wie schon gemeldet worden ist,

die in sich ihre drei Anfänge hat, Geist, Oel und Salz, oder Geist, Seel und Leib; diese aber entstehen hinwiederum aus ihren, in gleichem Naturverhältniß vereinigten vier reinen Elementen; die nach gehöriger Vereinigung und Erhöhung das fünfte Wesen ausmachen, welches wieder eins ist. So ist das Ende dem Anfange immer gleich."

"In ihm wirkt die Natur allein"

"Dieser Vers wird klar, wenn man betrachtet, daß der Mensch für sich nichts hervorbringen kann, was eine wirkende, wachsende und belebende Kraft hätte, ausgenommen mit der Natur. Da nun unser Stein die Macht hat, wie alle Philosophen bezeugen, daß er sich selbst in seinem Blute auflöse, oder ehelige, schwängere, tödte, lebendig mache, auferstehe und verherrliche; so kann es wohl nicht anders geschehen, als durch die Natur, dessen Geist er auch selbst in sich hat, und nur der hülfleistenden Hand des Künstlers bedarf, daß selber nämlich

nichts anders thue, als die zwei Wesen unserer Materie vermische, das Ueberflüssige, und das ihr von andern zugegangene fremde absondere, theile, reinige, vereinige und in dem Ehebette der Natur warte, damit die Natur alles wirken, ändern, zeitigen und herfürbringen könne, nach dem Grade in dem sie steht."

„Daß daraus springt ein Brünnlein klar."

„Diesen Vers deutlich auszulegen, kann wohl nicht statt haben, man erfreche sich dann jenes zu entweihen, was heilig bleiben soll, und was keiner der Philosophen in seiner Gewalt zu seyn vermeint hat; mir steht es um so weniger zu, jenes gegenwärtig durch eine deutlichere Erklärung zu prophaniren, als ich in Auslegung der vorhergehenden Versen vielleicht schon zu deutlich gewesen bin. Sendivog sagt selbst von sich in Beschluß der zwölf Traktätlein, „daß er alles öffentlich gesagt habe, bis auf die Aus-

ziehung unsers salis ammoniaci oder mercurii philosophici nebst seinem Gebrauch, und dieselbe soll allein Gott offenbaren, der der Menschen Herzen und Gemüther kennt.“

„Nun ist genug von diesen Versen geredet und ausgelegt, und will ich mich also, damit ich meinen Freunden ihre Geduld nicht ermüde, zu dem zweiten Capitel wenden, und anzeigen, was der schwarze große Stein im untersten der Kette des goldenen Vliesses, samt den sieben rothen oder feurigen Tropfen oder Thränen bedeute.“

„Der schwarze Stein in der Kette des goldenen Vließes, ist ein einzelner schwarzer Stein, größer als die andern, der unten, da die übrigen Steine sammt ihren Staalen von beiden Seiten zusammenkommen, und in ihm endigen, mit einem größeren Staale sich befindet; der aber nicht wie die übrigen bloß goldene, sondern auf denselben von émaille

gemachte feuerfarbe Flammen beiderseits auswirft, auf welchen schwarzen Steinen sich sieben rothe Thränen oder Tropfen befinden.

„Ich habe bereits erklärt, daß die übrigen Steine und Staale dieser Kette unsere Materien andeuten, daß sie nach gehöriger Vereinigung und Auflösung unser chaotisch schweres Wasser ausmachen. Ich habe ferner die Theilung oder Scheidung desselben aus dem ersten Capitel der Schöpfung gezeigt, durch welche sowohl unser Oberes (superius), das ist obere Wasser oder Himmel, als Unteres (inferius) oder unteres Wasser entstehen; und wie wir aus dem Obern wieder unsere Sonne, Mond und Sterne, also auch aus dem Untern unsere Erde überkommen; welche, wenn nach wahrer philosophischer Art verfahren worden ist, endlich in die Schwärze übergehet; welches eben dieser schwarze Stein benannter Kette vorstellt, und sagen will. Seine zwei große feuerrothe Flammen aber deuten an, daß in demselben viel ein stär-

keres, in seinem Mittelpunkte zusammenvereinigtes Feuer sich befinde, als wohl die andern Steine der Kette, oder vielmehr er selbst, der von selbsten entstanden ist, Anfangs gehabt hatte. Unsere wahre Materie würde nicht in diese wahre Schwärze übergehen wenn sie nicht die vorher beschriebene Entbindung und Veränderung litte, als durch welche allein die vier Elemente sich so innig verbinden und in ein solches Gleichmaß kommen, daß sie dann die wahre Schwärze ausmachen können, welche nichts anders ist, als eine vollkommene Vereinigung aller Bestandtheile der Materie in dem innigsten unter sich selbsten.“

„Diese schwarze Erde ist nach den Philosophen: die Kröte, welche den Adler oder Geist auffrißt — unser philosophischer Saturn, der den Mond auffrißt, und in seinem Bauche bewahret, — die Erde, die begierig den goldenen Regen in sich schlucket — unser Baton, der gewaschen, oder unser Naa-

man, der siebenmal muß gebadet werden — mit einem Wort: die Erde, über welche wir unsere Planeten durch ihre Himmelskreise laufen lassen, bis daß sie in dem Hause der Sonne stehen bleibet, oder diese Erde ist der göldische Magnet, der unseres astralischen oder geistigen Goldes, oder unseres himmlischen Mercurs oder Geistes, eine solche Menge an sich ziehet, und in seinem Mittelpunkte zusammen vereiniget, daß diese Erde die nächste Eigenschaft überkommt, das philosophische oder lebendige Gold zu werden."

„In dieser Arbeit, wenn sie vollbracht worden, sind alle Räthsel, sowohl des Löwen, den Herkules umgebracht, als der feuerspeienden Drachen, die zur Bewahrung des Gartens der Hesperiden, als auch des goldenen Vließes Jasons, und wie mehr andere dieser Art gegeben werden, aufgelöst, denn das irdische fixe Feuer dieses schwarzen Steins wird durch das himmlische flüchtige gemildert, nicht minder sein Körper gereinigt und aufgelöst,

je nachdem der Geist bestätigt und leibhaft wird; und um wieder mit wenig Worten Alles zu sagen: die Erde zum Himmel, und der Himmel zur Erde worden, beide Polen in Einem Mittelpunkte gekommen, daß sie nun ein vollkommenes oder vollständiges Wesen ausmachen, in welchem sich Leib, Geist und Seele befinden, und zwar: als ein reiner — krystallischer — himmlischer — unsterblicher Geist; ein reines — rubin= und granatfarben — himmlisches — unverbrennliches Oel; und ein reines — schneeweißes — himmlisches — unzerstörliches Salz; die ein Weiser herauszubekommen, und in Mann und Weib zu schaffen wissen wird, wenn er vorher das Dreieck in einen Kreis oder Einheit gebracht hat, welche Einheit durch genaue Uebereinstimmung des Quadrats oder der vier Elementen bewerkstelligt wird.“

„Ich habe der sieben rothen Tropfen in dem großen schwarzen Stein des goldenen Vließes noch nicht erwähnt; ich hoffe auch,

daß ich nunmehr nach dem Vorhergegangenen nicht mehr nothwendig haben werde, etwas davon zu erörtern, zum wenigsten Denen nicht, für die ich Gegenwärtiges schreibe, denn sie werden von selbst eingesehen haben, daß diese sieben rothe oder feurige Thränen oder Tropfen, die vorhin erwähnte sieben Eintränkungen unsers feurigen oder göldischen Wassers bedeuten, als der so vielen Einflüsse unsers gestirnten Himmels oder Planeten in unsere Erde, die eben unsere Metallen in selber herfür bringen."

„Von dem Widderfell endlich. Der Widder wird bei den Philosophen in einem dreifachen Verstande genommen. Erstens als ihr gemeiner Widder, oder die anfangliche Materie; ich verstehe, was die Steine und Staale zusammen vereinigt ausmachen, dem wir die Haut abziehen müssen, wie die Philosophen sagen, um sein inwendiges Fleisch und Blut oder göldischen Schwefel oder Feuer, den er, nach Sendivog, in seinem Bauche

trägt, nach Art, wie durch die Staale aus den Steinen das Feuer herausgezogen wird, zu bekommen."

„Zweytens, als ihren goldenen Widder, der forthin goldene Wolle trägt, oder die zur Vollkommenheit gebrachte Materie, das ist: die bereits wahre Goldtinctur oder philosophischer Stein, der in dem Himmelszeichen des Widders vollbracht wird, wie er in demselben seinen Anfang nimmt, wie ich gleich vermelden werde, und der nachmals kein Jahr mehr braucht, um goldene Wolle oder Früchte zu tragen, sondern des Jahres öfters, bloß durch die Auflösung und Wiedergerinnung zuwegen kann gebracht werden."

„Drittens, als ihren gestirnten Widder, oder die Zeit, in welcher dieses große Werk muß angefangen und meistens auch geendet werden; ich sage meistens, weil der nasse und trockene Weg nicht Endungen haben. Nachdem ich von den zwei erstern Gegenständen

bereits geredet habe, so bleibt mir nur der dritte übrig, von dem ich weitläufiger reden will, auf daß auch dieses Sinnbild der Kette des goldenen Vließes oder Widderfelles auf unsere hermetische Kunst desto leuchtender in die Augen falle, von welchem Sinnbild sich der Profane oder Laie wunderliche Gedanken gemacht hat, so, daß ich mich selbst nicht genug wundern kann, wie doch auch sonsten vernünftige und in ihrer Sphäre vollständige Männer auf so alberne, und in sich schmutzige Gedanken, deren ich nicht einmal erwähnen mag, haben verfallen, und einen so edlen und erhabenen Ritterorden, der ein Vertheidiger und Beschützer der christlichen Religion sowohl, als der Tugend und Unschuld ist, einen niedrigen Ursprung nach ihrer Phantasie haben zumuthen können. Die Zeit also belangend, ist der Monat März, und zwar, wenn die Sonne in den Widder eintritt, wie dann auch dieser Monat zum Himmelszeichen den Widder hat.“

„Den Weisheitssöhnen ist die Wirkung dieses wohlthätigen Planetens bekannt, und daß alles Gute von Osten komme. Ich habe also nur den Anderen wieder in möglichster Kürze zu sagen, daß dieses belebende Licht, die Sonne, da es in unserem Horizonte näher kommt, Alles durch den Einfluß ihrer leben=digmachenden Hitze, neuerdings belebe, und einen unsichtbaren wirkenden Geist in alle Ge=schöpfe unter dem Monde einführe, mittelst welchen der Erdboden anfängt zu keimen und zu grünen, die Bäume sich zu bekleiden, die Thiere, sowohl eierlegende als andere sich zu gatten; mit einem Wort, Alles, der Mensch nicht ausgenommen, wird durch die Entfüh=rung dieser lebendigmachenden Hitze, Feuer oder Geist und astralischen Goldes gestärkt, folglich auch unsere philosophische Materie zu unserem Werk kräftiger und geschickt. Da=hero haben die Philosophen von jeher, von Jahrtausenden, wenn sie unser großes her=metisches Werk zu bearbeiten unternommen,

um diese Zeit nämlich in dem Zeichen des Widders angefangen.“

„Zum Beschluß sage ich, daß aus allem dem, was ich bisher angeführt habe, genugsam erhelle, wie ich gleich Anfangs voraussetzte, daß die Kette des goldenen Vließes oder Felles ein wahrer Inbegriff der ganzen hermetischen Philosophie oder des Steins der Weisen seye; welches auch noch die Worte: „Precium non vile laborum,“ die um den schwarzen Stein dieser Kette stehen, der ich im Anfang schon erwähnet, bestätigen. Und dann die „Ante ferit quam flamma micet,“ die auf dem Ordenskleide mit Gold, nebst Widder, Staale, Steine, Feuerflammen, Feuerfunken, gestickt sich befinden. Denn, wer laut der erstern Worte oder Ueberschrift seinen Arbeiten recht glücklich vorstehet, bekommt in der That keinen schlechten Werth, sondern den allergrößten, der sich nur denken läßt, gegen den auch Königreiche noch nicht in Vergleich können gezogen wer-

den. Diese Worte haben aber noch einen zweiten geheimen Sinn, und zwar, daß man auf den Werth, und nicht auf die Geringheit der Materie und Arbeiten sehen soll; welcher letztere Sinn zugleich ein abermaliger Beweis ist, was ich von der philosophischen Materie bei Gelegenheit der gemeinen Steine dieser Kette angeführt habe.“

„Die zweiten Worte deuten die Arbeit selbst an, indem sie zu verstehen geben, daß man nicht ohne stoßen, schlagen, reiben und schweren Arbeiten mit unsern Staalen aus unsern Steinen oder unsern Widder die schimmernde und glänzende Flamme oder Lichtwesen überkommen möge. Zu diesem Wortverstande gehören auch noch die Kleider dieses Ordens, die zum wenigsten bei seinem Ursprung dreierlei waren, als scharlachroth, weiß, und schwarz, die die Ritter an hohen Festen anlegten, welche die drei Hauptfarben und Verwandlungen unsers Steins in

der

der Arbeit zum Gegenstande haben, von denen ich bereits Meldung gethan."

So weit das alte Buch, zu Nutz und Frommen der Ritter des goldnen Vließes, die vielleicht auf diesem Wege zum erstenmal erfahren, was ihr Orden eigentlich zu bedeuten hat.

Zwölftes Capitel.

Theater. — Burgtheater. — Schreyvogel. — Demoiselle Peche. — Seydelmann. — Theater am Kärnthnerthor. — Demoiselle Fanny Elsler. — Theater an der Wien. — Leopoldstädter Theater.

Man sagte mir, daß sich bisher alle Gespräche in der Kaiserstadt um Theaterangelegenheiten gedreht hätten, bis in der neuesten Zeit die Politik und die Cholera die Aufmerksamkeit etwas von den Brettern, so die Welt bedeuten, auf die wirkliche Welt abgelenkt hätten.

Ich hatte das Unglück, im Burgtheater nur noch Eine Vorstellung zu sehen, da es am 1 Julius auf einen Monat geschlossen wurde, und was ich sah „Verbrechen aus

Ehrsucht“ lohnte sich der Mühe nicht. Dieses niederträchtige Stück, in welchem ein Sohn die Casse des Vaters bestiehlt, und zuletzt doch ein edler Jüngling bleibt, erregte gleichwohl im Publicum kein Mißfallen, im Gegentheil sah ich viele Tücher zarter Damen mit Thränen benetzt, ja weil meine schöne Nachbarin so gar schön weinte, schämte ich mich sogar, daß ich nicht mitweinen konnte. Und eben so ein empfindsames Kind lacht über die ägyptischen Todesfratzen. Uebrigens sah ich bei dieser Gelegenheit den Herrn Costenoble, der seine Sachen recht brav machte, und die alte Frau von Weißenthurn, die mir schon sehr invalid vorkam, der aber das Publicum eine Achtung bezeugte, in der alle ihre Verdienste um das Theater sich spiegelten.

Leider, leider sah ich die schöne Therese Peche nicht, die uns in Stuttgart nur zu früh verlassen. Ich kann mir ein Käthchen von Heilbronn, eine Julia, Emilia

Galotti, Recha, Cordelia, ein Mädchen von so tiefer romantischer Eigenthümlichkeit, das doch nichts weiter ist, als eben ein rechtes und natürliches Mädchen, solche seltene Charaktere, wie sie nur die größten Dichter unter der günstigsten Constellation hervorbringen, ich kann, ich mag sie mir von niemand Anderm dargestellt denken, als von Therese Peche. Dieses Mädchen ist keine gelernte Schauspielerin, kein Mädchen der Jetztwelt, sie kommt gerade heraus aus der romantischen Vorzeit, oder aus dem Wundergarten der Poesie, und scheint sich nur aus nachgiebiger Güte unsern heutigen Sitten zu fügen, und auch dann nur mit einer gewissen mittelalterlichen Anmuth, überall an sich tragend den fremden Zauber, der mit allem in Verbindung steht, was sie berührt. Hier ist die Kunst gar nichts, die Natur alles, die Schule gar nichts, die Person alles. Gebt dieser Therese Peche nur eine Blume zum Ansehn, und ihr werdet mehr Ophelia in ihr erblicken, als in dem

durchdachtesten Spiele der berühmtesten Schauspielerin während eines ganzen Abends.

Man bedauerte sehr, den trefflichen Schauspieler Seydelmann, der vor kurzem hier Gastrollen gegeben, nicht für immer in Wien gefesselt zu haben. Seydelmann ist nächst Devrient der größte unter den jetzt lebenden deutschen Schauspielern, aber sehr von Devrient verschieden, obgleich er beinahe durchgängig das nämliche Rollenfach hat. Devrient ist mehr subjectiv und romantisch, Seydelmann mehr objectiv und classisch. Devrient geht mit seiner Individualität mehr in die des Dichters, Seydelmann mit der seinigen mehr in die des Helden ein. Daher paßt Devrient vorzüglich zu den Rollen, in welchen schwärmerische Dichter, wie Schiller und einige neue Schicksalstragöden der Natur etwas Gewalt angethan haben; Seydelmann dagegen weit besser zu den Rollen, die wahr und natürlich sind. Als Philipp II. und Franz Moor z. B. geht Devrient ganz

auf die Laune des Dichters, auf das Ueberschwengliche, Groteske, unnatürlich Krampfhafte ein, und gibt uns das Ueber- oder Unmenschliche wieder, das sich der Dichter dabei gedacht hat; Seydelmann vermeidet dagegen dieses Carrikiren und hält sich an das Menschliche in jenen Rollen. In so fern entsprechen seinem Talente aber solche übertriebene Charakterrollen weniger, als Rollen von Shakespear, Lessing, Goethe, Mollière, Iffland, Schröder, worin Wahrheit und menschliches Maaß ist. In solchen Rollen ist er unübertrefflich, und steht höher als Iffland, der in der Nachahmung der Natur immer mit zu viel Eitelkeit seine Kunst zeigte. Bei Seydelmann verschwindet die Kunst so ganz in der Natur, daß der Beifall oft den Künstler über seinem Werke vergißt.

Ich habe vor einiger Zeit die künstlerische Eigenthümlichkeit Seydelmanns in einigen Epigrammen im Morgenblatt zu bezeichnen gesucht, und wiederhole sie hier:

Weil Du, der Kunst Heros, doch fromm der Natur nur gehuldigt,
Dankbar mit reicher Gunst hat Dich beschenkt die Natur.

Deine Manier, sie hat noch keiner erkannt, denn in jedem
Andern Charakter zeigst ihn Du, und niemals Dich selbst.

Fruchtbar werden in Dir die verborgensten Keime der Dichtung,
Daß sich der Dichter in Dir neu sieht, und doch nur sich selbst.

Studium hütet Dich vor dem Uebermaß der Naturkraft,
Vor der Schule Manier wahrt Dich die sichre Natur.

Was nur Garrik gethan, und was nur Lessing durchdacht hat,
Hast Du wie Lessing durchdacht, hast du wie Garrik gethan.

Künstler fehlten uns nicht, doch sehr hat die Kunst uns gemangelt,
Echter Künstler, in Dir neu wird lebendig die Kunst.

Hundert Mimen verstehn nur sich zu zeigen im Kunstwerk,
Immer das Kunstwerk nur hast Du in Dir uns gezeigt.

Glücklich der Dichter, dem, so wie Du, ein Mime geworden,
Denn in Deinem Triumph fehlte der seinige nie.

Weil Du der Dichtkunst dienst, so dient Dir wieder die Dichtkunst,
Machst Du uns schöner das Stück, schöner auch zeigt es Dich selbst.

Aber des Mimen Kunst ist vergänglich, nur ewig die Dichtkunst,
Drum in den Marmorvers grab' ich, o Mime, Dein Bild.

Und verwitterte Namen und Bild und jeglich Gedächtniß,
In der Regel der Kunst dauert unsterblich Dein Geist.

Weil Seydelmann den wahren Beruf der Kunst kennt, und derselben die persönliche Eitelkeit des Künstlers unterordnet, so ist er ein eben so vollkommener Regisseur als Schauspieler, und die Wahl und das Arrangement der Stücke kann in keiner Hand besser aufgehoben seyn, als in der seinigen. Gründliche dramaturgische Kenntnisse, ein äußerst gebildeter und gewählter Geschmack, der überschauende combinirende Blick der theatralischen Compositeurs, und im Einzelnen die exacteste Ordnungsliebe, der angeborne Takt und die reichste Erfahrung vereinigen sich in ihm zu einem Musterregisseur, der unter günstigen Umständen wohl im Stande wäre, das ganze deutsche Theater zu reformiren.

Als Schauspieler geht er in Costüm, Haltung, Mienen und Sprache in jeder Rolle Eigenthümlichkeit so ganz ein, daß man ihn in verschiedenen Rollen sehen kann, ohne denselben Schauspieler wieder zu kennen. Die bewunderungswürdigsten Rollen, die ich

von ihm gesehen, sind folgende: Mephistopheles, Carlos in Clavigo, Tartuffe ,Shylok, Nathan, Marinelli, Franz Moor, Advocat Wellenberger in Ifflands Advocaten, Graf Klingsberg in beiden Stücken von Schröder und Kotzebue, Abbé de l' Epée, Ossip in Isidor und Olga, Danville in der Schule der Alten, der Alpenkönig, der Verschwiegene wider Willen, Hofmarschall von Kalb, Graf Balken in der Schachmaschine, Karl XII, Koch Vatel, der Hofmeister in tausend Aengsten, der gutmüthige Polterer, Geheimerath Seeger in Ifflands Erinnerungen.

Königliche Würde steht ihm eben so zu Gebote wie die lächerlichste Komik, der herzgewinnende Ton des väterlichen Freundes eben so, wie die feinste Verschmitztheit, die Miene des genialen geistreichen Mannes eben so wie die Miene der Albernheit, die Hinfälligkeit des Alters und der Krankheit eben so wie der übermüthigste Jugendmuth. An Masken unerschöpflich, erregt er noch mehr Be-

wunderung durch die Treue, mit der er jede gibt.

Herr Schreyvogel, genannt West, dessen dramaturgischem Talente das Burgtheater seit einer langen Reihe von Jahren so viel verdankt, ist ein liebenswürdiger und kräftiger Greis, den ich ganz so fand, wie ich mir ihn gedacht, einfach, scharf, geradezü. Als Kritiker hat er schon vor vielen Jahren die Sache des gesunden Menschenverstandes gegen die herrschenden Modethorheiten kräftigst in Schutz genommen, obgleich die Stimme des Oesterreichers unter dem norddeutschen Literaturlärm verhallte. Jüngst sind seine Aufsätze wieder gesammelt erschienen.

Im Theater am Kärnthnerthor hörte ich einige gute Opern, deren Genuß mir durch die herrliche Stimme des Tenoristen Wild sehr erhöht wurde. Auch sah ich hier ganz vorzügliche Ballete, in denen die beiden Demoiselles Elsler, insbesondere Fanny Elsler, brillirten. Tänze, Pantomimen

Costüm, Decorationen und Maschinerie ließen nichts zu wünschen übrig.

Wenn Demoiselle Taglioni auch in der Grazie des eigentlichen Tanzes unübertrefflich bleibt, so steht sie doch, in der Wahrheit der Pantomime hinter Fanny Elsler zurück. In dem Ballet Blaubart entwickelte dieselbe das, was man „die Grazie des Schrecklichen" nennt, in einem Grade, den nicht leicht eine Schauspielerin erreicht. Auch hat die Direction in den Chören für hübsche Mädchen gesorgt, was sehr wesentlich ist, denn je weniger die Choristinnen sich durch ihre Kunst auszeichnen können, desto mehr sollen sie es durch ihre Natur, und Schönheit ist bei Balletten, die nie malerisch genug seyn können, eine Hauptsache. Eine Tänzerin zweiter Größe, eine Rose neben der Lilie, eine kleine, warme gaukelnde Sylphide, wie Demoiselle Mée Saint-Romain, fand ich hier nicht.

Das Theater an der Wien ist das größte dem Raume nach, und es werden ge-

wöhnlich Spectakelstücke daselbst aufgeführt; allein ich fand die Wahl der Stücke eben so gemein, als das Schauspielerpersonal. Ein Herr Kunst war an Figur und Organ ausgezeichnet, doch ist hier wohl keine gute Schule für ihn. Einige Schauspieler waren so erbärmlich, als man sie bei irgend einer herumziehenden Truppe finden kann. Die Naivetät des „Pfefferröschens,“ im Stück gleiches Namens, konnte nicht übertriebener seyn.

Das Leopoldstädter Theater hat viel an seinem Glanze verloren. Raymund und mehrere andere seiner vorzüglichsten Schauspieler haben es verlassen. Ich sah nur noch den bucklichten Herrn Schuster, dessen köstliche Figur und Laune allerdings mein Zwerchfell sehr erschütterte.

In den Stücken, welche für diese Bühne geschrieben werden, scheint immer mehr der moderne bürgerliche Spaß das alte romantische Mährchenelement zu überwiegen. Zwar spielt

die Feenwelt noch immer eine große Rolle, aber nur höchst selten findet man in ihr noch etwas Tragisches oder Edles, wie im Donauweibchen und im Alpenkönig. Insgemein erscheint sie carrikirt, ironisirt sie sich selbst, und zieht nicht die Wirklichkeit zu sich herauf, sondern läßt sich zur platten Gemeinheit herab. Es wäre Schade, wenn auf diese Weise jene eigenthümliche Gattung dramatischer Volksmährchen zuletzt unterginge. Die Anlage derselben ist einer größern Ausbildung fähig, und es macht sich darin etwas Nationelles geltend, das vielleicht das einzige Nationelle am deutschen Theater ist. Alle unsere berühmten dramatischen Dichter haben von den Engländern, Franzosen, Italienern, Spaniern und von den Alten gelernt, nur die Mährchenposse ist uns eigenthümlich.

Uebrigens entsprechen die vier Wiener-Theater dem theatralischen Bedürfnisse. Kleine Intriguen- und Charakterstücke gehören auf

das eine, große Spectakelstücke auf das andere, Possen und Carricaturstücke auf das dritte, Opern endlich und Ballette auf ein viertes Theater. So bleibt jede Gattung am besten von der andern gesondert. In allen diesen Gattungen insgesammt würden wir Deutschen mehr leisten können, wenn wir eine Centralstadt wie Paris oder London besäßen, und wenn die Theater nicht Hof-, sondern National-Theater wären. Was die Stücke selbst betrifft, so ist klar, daß der eigenthümliche Geschmack der Deutschen noch eine Menge prachtvoller historischer Schaustücke und kleiner Aristophanischer Satyren verlangt, die uns bei allem Ueberflusse an Intriguen- und Charakterstücken noch fehlen. Aber dazu gehört erstens ein größeres Publicum, und zweitens politische Freiheit. Das Glück, welches Schiller gemacht hat, beweist wie viel Sinn der Deutsche für begeisternde patriotische Schauspiele im großen Style hat, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht

auch in dem überall vorschlagenden deutschen Volkswitze der Keim zu trefflichen Schimpfspielen läge, deren tolle Lustigkeit und bittere Satyre den Geist eines Aristophanes mit dem derben Spaße der alten Fastnachtspiele und Wiener Volksmährchen einte. Was ferner die Schauspieler selbst betrifft, so werden dieselben durch die Verzettelung unserer kleinen Theater, und durch die Hofintendanturen sehr verdorben. Wenn sie nicht immer in diesem oder jenem Winkel Deutschlands sitzen blieben und verbauerten; wenn sie in einer Riesenstadt sich mehr concentrirten, würden sie auch mehr von einander lernen, und einen größern Wetteifer zeigen, und wenn sie lediglich von der Gunst des Publicums abhingen, so würde es der Mittelmäßigkeit nicht mehr möglich seyn, bessere Talente zu verdrängen, was auf den Hoftheatern bei dem oft sonderbaren Geschmack der Höfe, und bei den Maitressen- und Speichelleckercabalen nur zu oft der Fall ist.

Man

Man spricht häufig von großen Veränderungen, welche der Bühne noch bevorstehen sollen, von einer nothwendigen Wiedergeburt des Theaters ꝛc. Ich kann daran nicht glauben. Das Theater wird bleiben, wie es ist, nur noch mehr sich entfalten, die in ihm liegenden Gegensätze schärfer ausbilden, und wenn einmal erst der abscheuliche Censurzwang und die polizeiliche Angst wegfällt, auch intensiv gewinnen. Im Allgemeinen aber wird es seinen gegenwärtigen Charakter behalten, wie ihn unter allen europäischen Städten, vornehmlich Paris ausgebildet hat. Niemals wird das alte classische Trauerspiel und Lustspiel untergehn, denn es wird sich, selbst im romantischen Gewande, vermöge des im Dichtergenie liegenden aristokratischen Princips, immer fortpflanzen; es wird nie an einem Publicum für ausgezeichnete Geisteswerke, für Gedichte des ersten Ranges fehlen. Auf der andern Seite wird aber auch das demokratische Princip seine Rechte geltend

machen, und die Genrestücke, analog der Genremalerei und dem historischen Roman, werden ihre zeitgemäße Ausbildung erhalten, in einer doppelten Richtung. Die sogenannten Spectakelstücke werden mehr und mehr zu geschichtlichen Tableaux werden, wie dieß in Paris schon geschieht, und wirklich ist ein treues Bild alter Zeiten auf der Bühne mehr werth, als bloßer roher Ritter- und Geisterlärm, und freien Nationen ist es ein Bedürfniß, sich der Eigenthümlichkeit fremder Nationen und früherer Zeiten gegenüber zu sehn. Zwar hat Berlin den Ruhm, zuerst die Strenge des Costüms geltend gemacht zu haben, doch haben erst in jüngster Zeit die Franzosen einen geschmackvollen und ausgedehnten Gebrauch von dieser Neuerung zu machen verstanden, und gewiß wird dieses Genre immer mehr ausgebildet werden, theils in Bezug auf das Frappante der historischen Treue, theils in Bezug auf äußere Pracht. — Die sogenannten bürgerlichen Schau- und Lust-

spiele werden auf der andern Seite mehr und mehr in die Sittengemälde der Porte St. Martin übergehn, die bei vielfacher Unvollkommenheit oder dermaliger Uebertreibung doch der Anlage nach weit zeitgemäßer und einer freien Nation angemessener sind, als die bisher üblichen Theaterstücke, in denen noch immer der Adel den dritten Stand, und die muthwillige Jugend das Alter mißhandelt. Man wird mir wohl gern glauben, daß ich mich nicht zum Vertheidiger jeder Geistlosigkeit und Modenarrheit aufwerfen will; allein ich finde in jenen französischen Sitten- und Charaktergemälden aus der wirklichen Welt weit mehr poetische Anlage und einen weit tiefern Zusammenhang mit der Zeit und mit dem menschlichen Wesen überhaupt, als in den veralteten Komödien.

In vieler Hinsicht ist die Kunst, und vorzüglich die dramatische, dem Don Ranudo de Colibrados zu vergleichen. Stolz verschließt sie sich mit ihren vornehmen Lumpen

in das kalte Haus, und verwirft die Hand, die ihr das reiche Leben bietet, weil ihr dieses Leben zu bürgerlich und gemein erscheint. Allein umsonst sträubt sie sich. Die pedantische nEltern werden sterben, und die junge Tochter lustig dem Leben in die Arme fliegen. Es kommt nicht darauf an, wie die französischen Classiker und wie die vornehmen Historienmaler thun, das Genre zu verachten, sondern vielmehr es zu veredeln. Dieß kann aber natürlicher Weise nur da geschehn, wo das Leben frei genug ist, sich mit allen seinen Nüancen zu spiegeln. Eine philisterhafte Zeit kann auch nur Philister auf der Bühne sehen. Werden die Philister wieder zu Menschen, so wird auch die Bühne wieder wie das Leben des Zwanges ledig, frei, offen, reich und vielgestaltig. Der Despotismus ist den Charakteren selbst auf der Bühne feindlich; nur die größte Freiheit erträgt und erfordert sogar die größte Menge, Verschiedenheit und Entschiedenheit derselben. Auf die:

selbe Weise zwängt der Despotismus das Leben in ein enges Gleis, in wenige Situationen und Decorationen ein, und nur die Freiheit ist die Mutter großer Schicksalswechsel und einer ewig veränderten Scene. Aus diesem und keinem andern Grunde ist das französische Theater an innerem Reichthum, äußerer Ausbildung und Einfluß auf das Volk dem deutschen so sehr überlegen.

Dreizehntes Capitel.

Wiens Umgebungen. — Der Prater. — Schönbrunn. — Tivoli. — Das Krapfenwäldchen. — Baden. — Erinnerungen an Polen.

Wien sitzt wie die Perle im Golde; seine Umgebungen sind mit allen Reizen der Natur geschmückt. Die prachtvoll wogende Donau und ihre grünen Inseln; das mit Dörfern besäete fruchtbare Land; die nahen Hügel, die, ohne die Aussicht zu sperren, nur treffliche Standpunkte darbieten, das schöne Panorama zu übersehen; endlich die hohen Gebirge, die man in einer Tagereise erreicht; alles dieß sind landschaftliche Reize, wie sie in diesem Vereine selten eine Hauptstadt darbietet.

Den Prater sah ich leider nicht in der

Saison, er war immer menschenleer; allein ich sah doch seine Naturreize, seine üppigen Alleen, die ungeheuren Räume dieses Waldes, der die Bevölkerung von ganz Wien zu fassen vermag.

Enger zusammengedrängt und doch höchst großartig und geräumig sind Garten und Schloß von Schönbrunn. Englische und französische Gartenkunst sind hier auf eine eigenthümliche Weise verbunden. Die dichtgedrängten majestätischen, in der üppigsten Blätterfülle grünenden Riesenbäume sind wie halbgeschliffene Edelsteine, nur vornen, nicht aber oben und hinten beschnitten, und bilden so ungeheure grüne Wände, die dennoch nichts Einförmiges haben. Die kolossalen weißen Statuen, die unter denselben in langen Reihen stehen, erscheinen trotz ihrer Größe in dieser grünen Perspective klein. Die Ansicht von Belvedere, das, einem leichten griechischen Tempel gleich, die Höhe beherrscht, ist unnachahmlich reizend und phantastisch. In der im

grünen Dunkel versteckten Menagerie habe ich außer der allgemein vorherrschenden Reinlichkeit vorzüglich die lebendigen Strauße bewundert und deren graziösen hochtorymäßigen Gang. Die übrigen Bestien stellen nicht so anmuthig die liebenswürdige Seite eines Hofes dar, sondern mehr dessen versteckte Leidenschaften und Thorheiten; die häufige Paarung von Menagerien mit Höfen hat daher etwas Ominöses, und wenn ich die Ehre hätte Fürst zu seyn, würde ich mir die Nähe der Bestien verbitten. Was hat nicht der alte Karl X um seiner Giraffe willen leiden müssen! Lieber hätte ich die seltenen Pflanzen Schönbrunns gesehen, aber Zufall und Mangel an Zeit verhinderten es. Die Liberalität des Hofs, die Jedermann den Eintritt in den Garten gestattet, contrastirt sehr mit der Abgeschlossenheit des vorigen Königs von England in Windsor, und mit der Verzäunung der Tuillerien, seit Ludwig Philipp sie bewohnt. Dieß trägt denn auch sehr viel zu

der außerordentlichen Popularität des Wiener Hofes bei. Neben Schönbrunn erhebt sich Tivoli. Wenn der Palast des Kaisers stumm und dunkel im nächtlichen Schatten des hohen Parkes liegt, überstrahlt der Palast des Volks, in jeder Nacht wie ein Feenschloß beleuchtet, den Glanz des Vollmondes und die wilden, revolutionären Walzer von Strauß, der Donner der Rollwagen, das wogende Gedränge froher Menschen läßt ganz vergessen, daß wenige Schritte davon der alte Cäsar in seiner Burg schläft. — Tivoli ist das Belvedere des Volks, nur einige hundert Schritte vom kaiserlichen Belvedere; daher hat es in derselben reizenden Lage unter sich das große Panorama von Wien. Ich sah von hier aus einen Sonnenuntergang, wie ich kaum einen schöneren erlebt habe, und eben so herrlich war die darauf folgende Nacht. Die Ansicht Wiens erhielt an diesem Abend, es war der 7 Julius, einen erhabenen Reiz mehr, indem die große Porcellanfabrik in

Feuer aufging und ihre Rauchwolken über die Kaiserstadt wälzte.

Außer diesen nächsten Hügeln ist das etwas höhere und entfernter gelegene Krapfenwäldchen ein vorzüglich beliebter Vergnügungsort der Wiener. Ich suchte ihn zweimal auf, weil es mich natürlicherweise nur nach Punkten hinzog, von wo ich die Gegend übersehen konnte, nicht nach den zahlreichen andern Lustörtern, welche diesen Vorzug nicht theilen. Das vergnügliche Abenteuer, welches Graf Mailáth, Herr Braun von Braunthal, Herr von Bauernfeld und ich hier bestanden, wird uns Allen freundlich in Erinnerung bleiben, mir aber noch insbesondere die weite Aussicht über Wien, das Marchfeld, die Insel Lobau und die ganze schlachtenberühmte und jetzt in dem glücklichsten Frieden und schönsten Schmucke der Jahreszeit blühende Landschaft.

Mit Herrn Braun von Braunthal besuchte ich Baden, wohin uns ein Wiener Fiaker mit unglaublicher Schnelligkeit brachte.

Baden liegt am Eingange des Gebirges, wo eines der lieblichsten Thäler sich öffnet, und hat insofern die größte Aehnlichkeit mit Baden im Schwarzwalde und mit Baden in der Schweiz, wie schon Bührlen gefunden hat. Da ich öfter in jenen beiden andern Baden gewesen, kann ich nicht umhin, seine Bemerkung über die große malerische, geognostische und medicinische Uebereinstimmung dieser drei gleichlautenden und berühmten Oerter hier zu bestätigen. Zugleich fällt mir dabei eine Anekdote ein. Ich reiste im Herbst 1830 zwischen Strasburg und Karlsruhe dem schönen Baden-Baden, am Fuße des Schwarzwaldes vorüber, in Gesellschaft eines Kaufmannes aus Lyon. Dieser schlug mir alles Ernstes vor, mit ihm einen Umweg über Baden zu nehmen, um, wie er sagte, bei Gelegenheit den Kaiser von Oesterreich zu sehen. Ich sagte ihm, daß er sich sehr irre, denn Seine k. k. Majestät befänden sich ganz zuverlässig nicht in Baden. Er bestand jedoch darauf, und

behauptete, die Ankunft des Kaisers in Baden gestern in einer Zeitung gelesen zu haben. Ich erinnerte mich nun dieses Artikels ebenfalls, und belehrte den neugierigen Lyoner, daß Baden bei Wien ein ander Ding sey als Baden bei Rastadt, und daß er sich Deutschland ein klein wenig größer zu denken habe, als die Circumferenz der Bergstraße.

Das Baden bei Wien vereinigt eigentlich die Reize der beiden andern Baden, denn es hat, wie das Schwarzwälder Baden den Rhein, so die Donau, und wie das Aargauische Baden die Alpen, so die Schneeberge von Kärnthen und Steyermark in der Nähe. Vor beiden aber hat es noch die Nähe der großen Kaiserstadt voraus.

Erzherzog Karl hat hier am Eingange des Thales einen herrlichen Landsitz. Ich sah den ergrauten Helden selbst, der gleichwohl der Phantasie immer als ein Jüngling erscheint, weil ihm allein in der Jugend zu handeln vergönnt war. Wäre dieser unser

Karl VIII geworden, Deutschland wäre vielleicht mächtiger als je.

Zugleich sah ich le fils de l'homme, oder wie wir Deutschen ihn naiver zu nennen pflegen, „den kleinen Napoleon." Dem Körper nach ist er übrigens größer als sein Vater, ein schlanker, sehr hübscher Prinz, den man, wie sonst nur die Prinzessinnen, lieb haben muß. Der obere Theil seines Gesichts ist ganz österreichisch; allein das kräftig untersetzte Kinn erinnert an den Vater, und wenn es wahr ist, was einige Physiognomen behaupten, daß sich die Charakterstärke in diesem Theile ausdrücke, so wäre dem Prinzen aus der überreichen Erbschaft seines Vaters durch einen glücklichen Zufall gerade das Beste zu Theil geworden. Die öffentliche Meinung in Wien urtheilt äußerst günstig von dem Prinzen, nicht bloß in Bezug auf die gewöhnlichen Prinzentugenden, als Herzensgüte, Herablassung ꝛc., sondern hauptsächlich in Bezug auf seine Geistesfähigkeit. Das beste Bild

von ihm sah ich im Atelier des geschicktesten Wiener Portraitmalers, Herrn Daffinger.

Ich besuchte auch das Schlachtfeld, auf welchem Johann Sobieski die Türken geschlagen und Wien vom Untergange gerettet. Nicht ohne die tiefste Wehmuth übersah ich von dem Hügel, auf welchem noch jetzt Ueberreste einer Türkenschanze befindlich sind, und wo das ärgste Gemetzel gewesen, die prachtvoll ausgebreitete Kaiserstadt, die blühenden und volkreichen Dörfer rings umher. Das Horn des Ueberflusses schien ausgegossen über diese Landschaft, eine der reichsten der Erde. Und unweit von hier war eben jetzt das heldenmüthige Volk der Polen im fürchterlichen Kampf auf Leben und Tod begriffen, und was that nun das stolzprangende Wien, um die Ehrenschuld an Polen heimzuzahlen? Ruhig zogen die glänzenden Bataillone zur Parade, ruhig wogte die unermeßliche Bevölkerung durch die Straßen der Kaiserstadt, dem Vergnügen nach. Wie wenig gehörte

dazu, dießmal Polen zu retten, ein Wille nur, ein einziges armes Wort. Doch ward es nicht gesprochen, und ein scharfer Nordost, der von dem Felde des Todeskampfes herüberwehte, schnitt mir wie eine Sense durchs Herz. Dieser kalte Grabeswind des Nordens, wird er nicht anschwellen zum Sturme, um Europa's Blüthen zu knicken? Wird er euch verschonen, ihr fröhlichen Völker der Donau? Wird euch nie die Stunde kommen, da ihr euch erinnert, ihr hättet wohlgethan, dankbar zu seyn?

Ich würde indeß den Wienern schweres Unrecht thun, wenn ich verläugnen wollte, was ich überall unter ihnen gehört und vernommen. Das Schicksal Polens war nebst der Cholera fast das ausschließliche Gespräch und überall äußerte sich die wärmste Theilnahme für Polen. Begierig theilte man sich jede Nachricht vom Kriegsschauplatze mit und Jankowski's Verrath, der gerade in diese Zeit fällt, erregte bittern Unmuth. Eines Abends

befand ich mich in einem der Wiener Theater, und gerieth zufällig unter eine Anzahl junger Officiere. Sie sprachen von Polen, und da das Stück, welches gerade aufgeführt wurde, ziemlich langweilig war, äußerte einer von ihnen, daß er, statt hier zu sitzen, lieber im Lager der Polen seyn möchte. Mit großer Theilnahme sprach man auch in Wien von den wiederholten Adressen der Ungarn an den Kaiser, worin sie denselben aufforderten, in Polen zu interveniren.

Seitdem nun ist Polens Loos, wenigstens für die nächste Zukunft, entschieden. Was sie verloren, — noch lebt Gerechtigkeit im Himmel, und sie wird richten über die Schuldigen. Was sie gewonnen — die Krone der Märtyrer, den ewig blühenden Lorbeer des Ruhms und ein Anrecht an Europa, das die kommende Zeit geltend machen wird. Ganz Europa bleibt in ihrer Schuld, in der Schuld der Sühne, die ihnen werden wird. Und wie hoffnungslos auch ihre Aussicht in

die

die Zukunft scheinen möchte, sie haben wenigstens die Vergangenheit überwunden, und mit den alten Fesseln das Recht der Verjährung zerbrochen. Man muß neue Fesseln für sie schmieden, man muß ihre Sklaverei von heute datiren, man kann den Untergang Polens nicht mehr in eine graue Ferne zurücksetzen, nicht mehr davon sprechen, als von längst verjährten Dingen. Der ganze Zeitraum zwischen 1773 und 1831, der jenes Recht der Verjährung zu begründen schien, ist verschwunden. Die Basis von 1773 ist um sechzig Jahre vorwärts geschoben, und Polen hat feierlich und mit der blutigen Unterschrift von Hunderttausenden gegen die Zumuthung protestirt, daß es eine alte Provinz Rußlands sey; es hat rechtskräftig mit dem Schwerte bewiesen, daß es noch immer Polen ist, das ewig junge, nie alternde.

Ich habe seitdem die Generale Ramorino, Langermann, Sznyade, den Marschall, Grafen Ledochowski und den Obristen Zaliwski,

der mit Wisozki die Revolution in Warschau begann und später die Expedition nach Wilna commandirte, auf ihrer Durchreise durch Stuttgart gesprochen. Die Soldaten waren mehr geneigt, die Schuld des Untergangs auf die frühere Zauderung der aristokratischen Partei und auf Skrzynezki, dessen großen Eigenschaften sie übrigens Gerechtigkeit widerfahren ließen, zu schieben. Der Landbote Ledochowski dagegen ereiferte sich mehr über die letzten Maßregeln und über Krukowiezki. Seiner Meinung nach würde Alles besser gegangen seyn, wenn die Aristokratie völlig freie Hand behalten hätte; wenn die Demokraten mit ihren unzeitigen Reformen, mit ihrem Argwohne und mit ihrer Insubordination nicht immer störend eingewirkt hätten. Polen, sagt er, hatte Zeit und Kräfte genug, um sich Rußlands zu erwehren, aber nicht genug, um zugleich innere Parteifragen zu entscheiden. Es konnte nicht zugleich die Freiheit nach außen erringeu und im

Innern reformiren, es mußte sich entschließen, nur das Erste allein zu vollbringen, und das Zweite auf ruhigere Zeiten zu verschieben. Aber, fügt er hinzu, wir konnten nicht verhindern, daß uns dieser Aufschub nur als aristokratische Verschlagenheit ausgelegt wurde, als ein bloßer Vorwand, um unsere Adelsvorrechte zu retten, wir, die wir in demselben Augenblicke alles dem Vaterlande zum Opfer brachten. — Mich dünkt indeß, daß es weder auf den alten Adel noch auf die liberale Partei, sondern lediglich auf den Generalissimus ankam. Hätten die Polen einen fähigen Obergeneral gehabt, so würden sich beide Parteien, Adel und demokratisch gesinnte Jugend, ihm gern unterworfen haben, wie dieß sowohl Chlopizki als Skrzynezki widerfuhr, so lange sie nicht durch Zaudern und Laviren das Vertrauen verloren hatten. Der Vorwurf, den die obgenannten Generale dem Generalissimus Skrzynezki machten, war der, daß er sich mit jun-

gen Adjutanten aus dem vornehmsten Adel umringt, und weit fähigere Officiere von geringerer Geburt darüber vernachlässigt habe. Die aus Frankreich gekommenen Officiere beklagten sich, erst dann ein größeres Commando erhalten zu haben, als nichts mehr zu retten war, und die jungen kühnen Wagehälse, welche die Revolution begonnen, beklagten sich ebenfalls, daß man sie zurücksetze. Und in der That, wenn Ramorino bei seinem großen Talente und bei seinem Eifer, sich auszuzeichnen, früher an die Spitze einer bedeutenden Armee gestellt, und nicht durch unnütze oder verrätherische Befehle in seinen besten Absichten gehemmt worden wäre, so würde Paskewitsch nie nach Warschau gekommen seyn; und wenn der junge Kriegsgott Zaliwski, dessen unerhörten Kühnheit die Revolution am 29 November ihren ersten glücklichen Erfolg verdankt, statt des vornehmen Verräthers Gielgud das litthauische Commando erhalten hätte, so würde er unfehlbar Wilna

erobert haben, das er ja, trotz des Verraths, an der Spitze einer kleinen geretteten Schaar dennoch anzugreifen wagte.

So lange in Europa die Integrität der Nationen nicht zum obersten Princip des Völkerrechts erhoben wird, so lange das Eroberungsrecht und die Habgier des Staatsinteresse's rücksichtslos die natürlichen Gränzen der Sprachen und Volksstämme durchschneidet, darf Polen seine Widerherstellung nicht hoffen. Selbst wenn Frankreich den Osten zum zweitenmal bändigte, wäre Polen noch nicht hinlänglich gesichert, denn wer ist ihm Bürge, daß es nicht im Interesse Frankreichs zum zweitenmal, wie im Interesse Napoleons liegen würde, das Princip der Nationalintegrität nicht aufkommen zu lassen. Man hat oft behauptet, Napoleon habe Polen nur aus Rücksicht gegen Oesterreich nicht wieder hergestellt. Er hatte jedoch einen tiefer liegenden Grund, und zwar genau denselben, der ihn vermochte, auch Italien nicht in seiner

Integrität wieder herzustellen. Er durfte nie den Grundsatz gelten lassen, daß der Staat und die Nation Eines sey; indem er seinen Staat weit über die Gränzen der französischen Nation ausgedehnt hatte, mußte er beständig fortfahren, die Völker zu theilen, nicht sie zu vereinigen.

Es ist indeß Hoffnung vorhanden, daß endlich doch in Europa einst das Princip der Nationalität und der Untrennbarkeit des Staats von der Nation obsiegen werde. Wie auch nach einander die einzelnen Völker in der Herrschaft über die andern abwechseln, endlich müssen sie sich doch an einander abreiben. Nach dem in jeder Nation liegenden Naturgesetze streben sie immer von neuem, wenn sie einer fremden Nation unterthan sind, sich loszureißen, wenn sie getheilt sind, sich zu vereinigen.

Vierzehntes Capitel.

Abschied von Wien. — Cholera-Schrecken. — Salzburg. — Das Grab des Paracelsus. — Die Maultasche. — Heimkehr nach Schwaben.

Ich hatte Anfangs die Absicht, mit dem Dampfschiffe eine schnelle Fahrt auf der Donau hinab bis nach Belgrad zu machen; da indeß die Cholera über ganz Ungarn sich ausbreitete, so wäre ich auf der Rückreise durch die Cordons abgesperrt, und zu einer langweiligen Quarantaine verdammt worden. Ich wollte nun wenigstens bis Pesth, aber auch Pesth wurde gesperrt, endlich sogar Preßburg.

Am 15 Julius wurde Wien durch das Proclama in Schrecken gesetzt, das die gänz-

liche Sperrung Ungarns ankündete. So reißend waren die Fortschritte der Cholera an der Theiß und Donau aufwärts gewesen, daß man den tödtlichen Gast jeden Augenblick in Wien selbst erwartete, und Fremde und Einheimische schaarenweise flohen. Alles drängte sich nach Gesundheitspässen, ohne die man nicht mehr über die bayerische Gränze gelassen wurde. Man muß sich in die damalige Zeit versetzen, um den panischen Schrecken vor der Cholera zu erklären. Gegenwärtig hat die Furcht vor ihr abgenommen; damals aber war sie noch neu, und man stellte sich die Gefahr viel größer vor. Man hörte in Wien von nichts mehr reden, als von der Cholera, und hatte für nichts mehr Interesse. Ich dachte, das geht so fort, und wird eher noch schlimmer, und kommt etwa gar die Cholera selber, so mußt du in irgend einem Nest an der Gränze drei Wochen lang in Quarantaine liegen. Ich entschloß mich also zur Rückreise, am 17ten.

Wehmüthig nahm ich von meinen zahlreichen Freunden Abschied, in der Hoffnung künftigen Wiedersehens; über das schöne sonnenhelle Panorama von Wien sah ich aber traurig den finstern Wolkenschatten des Todes laufen. Wie bald sollte statt der fröhlichen Festmusik hier die dumpfe Grabesglocke tönen, und statt der geputzten lachenden Spaziergänger, ein Pestkarren nach dem andern durch die öden Thore ziehen! In dieser Stimmung schrieb ich folgendes Lebewohl an die reizenden Wienerinnen:

Wer zählte zu der Sänger edlen Gilde
Und zöge undankbar und stumm von hinnen,
Und sänge nicht das Lob der Wienerinnen,
Das Lob der Frauenschönheit, Huld und Milde?

Ihr führt den kleinen Liebesgott im Schilde,
Denn wie die Kinder seyd ihr fromm von Sinnen,
Und dennoch schalkhaft, voller List von innen,
Wie jener Gott, der heiße, starke, wilde.

Der kalte Tod sogar, den Indien sendet,
Naht er der Donau liebeseligen Auen,
Ich weiß, daß er sein Ziel darin vollendet,

Und wenn zum Raube seine Flügel rauschen,
Er läßt doch zärtlich diese holden Frauen
Ein Paradies nur mit dem andern tauschen.

Um der Cholera zu entfliehen, hatten sich so viel Menschen zur Post gedrängt, daß, als sie Abends um 9 Uhr von Wien abfuhr, ungerechnet der vielen Extraposten, schon zwei Eilwagen nach Linz vorausgegangen waren, denen nun noch drei andere folgten. Ich gerieth in den letzten, weil ich mich verspätet hatte, und dieser war, da alle andern Wagen schon requirirt waren, so baufällig, daß er mitten in der Stadt zusammenbrach. Doch deckte der Schein der Nacht wohlthätig diesen gewiß seltenen Unglücksfall der Wiener Post zu. Wir schleppten das Wrack mit Mühe und Noth in den Posthof zurück, und spannten die Pferde ohne Umstände an den einzigen noch dastehenden Wagen, der einige Stunden später nach Prag hätte gehen sollen. So kamen wir endlich, nach einer Stunde Verspätung von der Stelle, und flogen pfeil=

schnell durch das erleuchtete Wien und seine Vorstädte, der übrigen Karawane nach.

In St. Pölten wurden wir wieder aufgehalten. Ein österreichischer Officier der mitfuhr, stieg hier aus, um seinen früher hier zurückgelassenen Degen zu holen. Da er aber eine Viertelstunde ausblieb, und wir durch diese Verzögerung noch weiter hinter den übrigen Eilwägen zurückblieben, befahl ich dem Postillon, weiter zu fahren. Dieser aber stieg ab, den Officier zu suchen, und kam nicht wieder. Ich ergriff nunmehr die Zügel, um davon zu fahren, und beide zurückzulassen, als sie keuchend ankamen. Der Officier, die freundliche Gutmüthigkeit selbst, entschuldigte sich mit kindlicher Herzlichkeit, und konnte gar nicht begreifen, wie ich so grausam hätte seyn können, ihn zurück zu lassen. Durch diese Sanftmuth besiegt, kam ich mir beinahe albern vor, als ich ihm die französischen Begriffe von Enthusiasmus des Gesetzes verdolmetschte. Die Oesterreicher

sind das billigste Volk von der Welt, darum sind sie noch nicht sehr eifersüchtig auf Rechte.

Als wir das schöne Kloster Mölk hinter uns hatten, umzog sich der Himmel, und es fing an, sehr langweilig zu regnen. Der Conducteur, ein alter Soldat, kam zu uns in den Wagen, um uns die Zeit durch Erzählungen aus seinen vielen Feldzügen zu verkürzen.

In Linz trafen wir die große Reisegesellschaft, die uns voraus geeilt war, darunter einen Grafen, oder vielmehr eine Gräfin (denn wer sieht auf den Grafen, wenn die Gräfin schön ist), die mit ihrer ganzen kleinen Familie und zahlreichen Dienerschaft der Cholera entflohen, und trotz ihres Rangs und Reichthums aus Laune den Eilwagen der Extrapost vorgezogen hatten. Wir weilten nicht lange, und fuhren weiter, doch dießmal anders verpackt in die Nacht hinaus. Ich fand hier wieder einen katholischen Geist-

lichen, der sehr viel Verstand und Kenntnisse verrieth, und mir ein äußerst klares und übersichtliches Bild von dem gegenwärtigen Zustande Böhmens entwarf. Da er seine absolutistische und ultramontanistische Gesinnung auf keine Weise verhehlte, äußerte er sich ziemlich unzufrieden über die Stimmung in Böhmen.

Als es Tag wurde, hörte der Regen auf, und ich hatte von diesem Augenblick an wieder das schönste Reisewetter. In Salzburg genoß ich noch einmal den Anblick der Gebirge. Auch besuchte ich das Grabmal des Theophrastus Paracelsus, der hier nach langer Irrfahrt verschied.

Welche rührende Ueberraschung, als ich die Seitencapelle der Kirche, in der er ruht, voll von knieenden Menschen fand, die vor seinem Grabstein und Bilde, wie vor einem Altar und Heiligenbild, um Abwendung der Cholera beteten! Wie schön stimmte das in goldenen Buchstaben eingegrabene Lob des

menschenfreundlichen Arztes, des ritterlichen Pestbezwingers, mit der Scene dieses Augenblickes! Ein solcher Augenblick allein ist im Stande, die lange Verfolgung des verkannten Mannes zu sühnen. Es war mir, als träte die kräftige Gestalt des wohlthätigen Alten lebendig aus der Wand hervor, den Hülfeflehenden gütig beizustehn.

Als wir des andern Morgens von Salzburg weiter fahren wollten, ereignete sich eine höchst komische Scene. Es fand sich nämlich eine neue Reisegefährtin ein, deren durch Gott weiß was für eine Krankheit, geschwollene Unterlippe die Größe einer Faust hatte, und uns ein anschauliches Bild von der berühmten, in diesen Gegenden einheimisch gewesenen Margareta Maultasche gab. Wer sie nicht gesehen hat, kann sich das Gräßliche dieser Carricatur nicht vorstellen. Die ganze Reisegesellschaft brach bei ihrem Anblicke in Convulsionen aus. Nun sollte sie aber mitfahren, und es versteht sich,

daß keiner mit ihr in Einem Wagen sitzen wollte. Die Groben fluchten, die Höflichen suchten allerlei Ausflüchte, die unglückliche Dame selbst setzte ihr ungeheures Mundwerk in Bewegung, um allen zugleich zu antworten; der Conducteur, der Postsecretär, die Postillone mischten sich ebenfalls hinein. Man stritt juristisch, und zwar ganz laut vor der Dame, ob Häßlichkeit ein rechtskräftiger Grund zur Ausschließung vom Postwagen sey. Die Behörde erinnerte achselzuckend, freilich, freilich, der Fall sey außerordentlich. Ein Postillon schrie, er kenne doch eine, die noch häßlicher sey. Ich bedauerte, daß kein Hogarth diese Scene malen konnte, machte ihr aber ein Ende, indem ich mit drei jungen Männern, den lustigsten in der Gesellschaft, in einem Extrawagen davonfuhr. So fuhren wir dem Eilwagen voran bis N. N., wo uns die Strafe ereilte. Als wir nämlich ausgestiegen waren, fiel uns ein allerliebstes Mädchen auf, die

bei der Post stand, und ängstlich auf Jemand zu warten schien. Jeder von uns wünschte dieser Jemand zu seyn, aber indem wir uns noch an ihrem holden Erröthen weideten, schüttelte der zweite Wagen seinen Inhalt aus, und siehe da, Margareta Maultasche empfing auf ihren Riesenlippen den Kuß der liebenswürdigen Kleinen, die, wie wir nun erfuhren, ihre Tochter war. Man denke sich den triumphirenden Blick der Alten.

Ich hielt mich auf der Rückreise nirgends auf, und am Morgen nach der dritten Nacht nahmen die Waldberge Schwabens mich wieder in ihre dunkelgrüne Heimath auf. —

Wenn man von Preußen oder Oesterreich aus, von den großen slavisch deutschen Reichen, in das Labyrinth kleiner Staaten des ächtgermanischen Kernvolkes gelangt, kann man sich eines traurigen Gefühles nicht erwehren. Warum dieser schöne kräftige Stamm so zersägt und zerschnitzelt? Sachsen wurde vom Adel, Franken von den Pfaffen,

Schwaben von den Bürgern zerstückelt; Bayern allein hielt zusammen, war aber zu schwach, und außer den monströsen Zwischenreichen im Osten, worin Deutsche und Slaven zusammengekuppelt wurden, rissen noch Frankreich und Dänemark sich des Reiches Speckseiten ab, und Holland und die Schweiz isolirten sich. So sind denn die vier Urstämme deutscher Nation zerschnitten, zerschunden, und nur noch wie ein Verhau zwischen die europäischen Großmächte locker aufgeworfen. Und dennoch hat diese lange tausendjährige Sorgfalt, ein großes Volk aus dem Wege zu räumen, im Wesentlichen nicht viel gefruchtet. Wie die französischen Vandalen Wochen lang an dem Straßburger Münster hämmerten, und seine ungeheure Masse und Felsenfestigkeit siegreich widerstand, so daß sie ihn nur des zierlichen äußeren Schmuckes berauben konnten, so hat auch des deutschen Volkes gute Natur bisher allen Arrondissements und der hundertfachen neuen politischen Ge-

bietseintheilung widerstanden. Immer noch ist es ein Volk, mit Einer Sprache, Einer Sitte, Einer Gesinnung.

Dieß hat sich namentlich in jüngster Zeit aufs schlagendste bewährt, und in der Sympathie der ächtgermanischen Stämme von Hannover hinauf bis zum Schwarzwalde liegt der Keim einer künftigen germanischen Reaction gegen alle fremden Einflüsse, eine Reaction, wie die war, welche schon längst in Frankreich das gallisch-lateinische Element gegen das eingedrungene germanische geübt hat.

Nachdem einmal der Rheinbund existirt hat, kann es keine tiefere Erniedrigung der ächtdeutschen Urstämme mehr geben; von da an haben sie angefangen, sich wieder aufzurichten, und der Geist, der sie in neuerer Zeit belebt, wird nie wieder, wenigstens nie auf die Dauer unterdrückt werden können. Fortan wird Alles, was geschieht, der germanischen Emancipation förderlich seyn, Friede und Krieg, Freund und Feind, Liberalismus und

Absolutismus, die Hemmnisse wie die Hülfsmittel, Alles und Jedes, denn der Natur müssen alle Kräfte dienen oder unterliegen.

Der Gang der Natur ist aber langsam, und dem warmen Frühlinge geht mehr als Ein Frost und Schauer vorher. Man kann nicht aus Oesterreich kommen und dem unruhvollen Frankreich sich nähern, ohne daß die ganze Geschichte der alten Revolution und Coalition dem kummervollen Blicke vorübergeht. Wo, ich frage, wo liegen die Garantien, daß die Tage von Rastadt sich nicht erneuern werden? Ist die deutsche Bundesverfassung ein festeres Band, als es die alte Reichsverfassung war? Wird diese Fürstenrepublik indivisibler seyn? oder werden die Völker sich etwa gegen Frankreich in Harnisch jagen lassen, wie 1813? Und wenn nicht, wenn Frankreich siegt, wenn einige Staaten, wie es bisher immer der Fall war, abfallen, und die Bevölkerung lau oder nur für die Franzosen warm ist, wer wird dann hindern, daß die ganze alte Ver-

wirrung wiederkehrt, die auf jenem siebenfach mit Schamlosigkeit umgürteten Rastadter Congresse herrschte, und in die nur das brutale Machtgebot von raubsüchtigen Fremden Einheit brachte? Dann, ihr Franzosenfreunde, freut euch eurer Freunde! und dann, ihr Deutschbündler, preist noch ferner eure Föderativverfassung! Fangt wieder das ganze alte langweilige Gewinsel an, wie damals, und grabt dann wieder die Nibelungen heraus und schaut andächtig durch gemalte Fensterscheiben und tragt lange Haare!

Vierzig Millionen Menschen, das kräftigste, intelligenteste aller Völker, das allen andern Gesetze vorschreiben könnte, ist durch die sonderbarste aller welthistorischen Verkettungen in den Fall gesetzt, als das schwächste und dümmste zu erscheinen und von allen Nachbarn beraubt, mißbraucht und verhöhnt zu werden. Ist das natürlich? Nein! Kann es ewig dauern? Nein!

Schluß-Capitel.

Geometrische Berechnung der Zukunft.

Es sey mir erlaubt, zum Schlusse den Blick von der Gegenwart hinweg in die Zukunft zu richten. Zwar liegt ein dunkler Vorhang davor, und die Meinungen über das, was wohl dahinter verborgen seyn könne, sind sehr verschieden und sehr vage; indeß wenn man von Namen und Zufälligkeiten, Nebensachen und Episoden absieht, läßt sich der eigentliche Inhalt der Zukunft wohl vorausberechnen. Kennen wir nicht die Bedürfnisse der Völker? Kennen wir nicht die vorhandenen und die noch schlummernden Kräfte? Wird der Inhalt der künftigen Weltgeschichte nicht nothwendig durch die Geltendmachung jener Be-

dürfnisse und durch die Entwicklung und den Kampf dieser Kräfte bedingt seyn?

Die menschliche Gesellschaft entwickelt zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse verschiedene Kräfte.

In der Harmonie dieser Kräfte besteht der Frieden; aus ihrer Disharmonie entsteht Kampf und Krieg.

Die Disharmonie ist das Uebergewicht der einen Kraft, wodurch die andere in ihrer Entwicklung zurückgehalten wird. Jedes solche Uebergewicht ist unnatürlich, denn die Natur will die Harmonie, und strebt beständig, die Disharmonie zur Harmonie zurückzuführen. Das ist der ganze Inhalt der Weltgeschichte.

Jedes Extrem ist, weil es unnatürlich, auf die Dauer unmöglich. In seiner höchsten Action ruft es die Reaction des gerade entgegengesetzten Extrems hervor, das sich nun seinerseits ebenfalls abnutzt, bis das Gleichgewicht hergestellt ist.

Das völlige Gleichgewicht aller, die menschliche Gesellschaft bewegenden Kräfte stellt sich nicht eher her, bis alle möglichen Extreme sich an einander aufgerieben haben. Der Mensch wird nur durch Erfahrung klug, und durch das Mißlingen ungerechter Plane gerecht, durch die Abnutzung des Uebermaßes gemäßigt. Jedes Extrem ist nur die einseitige, ausschließliche, daher Andern schädliche und unnatürliche Geltendmachung eines an sich natürlichen Bedürfnisses.

Das jedem Menschen angeborne in seinem Ursprung und Ziele heilige, religiöse Bedürfniß hat auf diese Weise zu dem Extreme der verabscheuungswürdigsten Kirchentyrannei, Intoleranz, Verdammungs- und Verfolgungssucht geführt.

Der natürliche und nicht genug zu schätzende Nationalstolz hat in seinem Extreme zu fluchwürdigen Eroberungs- und Vertilgungskämpfen gegen andere unschuldige Nationen geführt.

Das von dem Bedüfnisse des Staats überhaupt unzertrennliche Bedürfniß der Staatseinheit hat zu dem Extreme unumschränkter Willkürherrschaft eines Einzigen, zur Despotie und Universalmonarchie geführt.

Das entgegengesetzte, obgleich sehr natürliche, im Zwecke des Staats liegende Bedürfniß des Contrat social, der Theilnahme Aller an der Fassung und Handhabung des Gesetzes, das für Alle gelten soll, hat im Extreme zur allgemeinen Auflösung und zügellosen Anarchie geführt.

Das gleiche Bedürfniß des dinglichen Wohlstandes hat zum Extreme der Geldaristokratie, gegenüber der Armuth, geführt.

Endlich hat das Bedürfniß nach Bildung im Extreme zur gelehrten und Kunst-Aristokratie, gegenüber dem unwissenden und rohen Volke, geführt.

Werfen wir den Blick in die Weltgeschichte zurück, so finden wir, daß alle ihre großen Bewegungen und Veränderungen, die Kriege,

Reformationen und Revolutionen, aus der Disharmonie der genannten Kräfte, aus einseitigen und ausschließlichen Geltendmachungen des einen oder andern Bedürfnisses, aus der Action und Reaction der bezeichneten Extreme entsprungen sind. Da die Bedürfnisse und Kräfte der menschlichen Gesellschaft ihre Natur nicht ändern, werden auch die Ereignisse der Folgezeit an dieselben gebunden seyn. Dabei scheint es aber, daß einige Extreme sich bereits an einander aufgerieben haben, während es andere noch müssen.

Die Geschichte gleicht in ihrem Fortgange der Gebirgskette der Cordilleren. Einige ihrer Vulcane sind schon ausgebrannt und ruhen, andere sind noch in voller Thätigkeit, wieder andere scheinen ihr junges Feuer noch in sich verschlossen zu halten.

Der religiöse Kampf, der die wichtigste Rolle in der Weltgeschichte gespielt hat, scheint jetzt ausgetobt zu haben. Wenn sich auch bei einigen südlichen Völkern noch Fanatismus

findet, so wird derselbe doch schwerlich jemals auf das Schicksal Europa's Einfluß üben. Die jesuitischen Versuche der neuesten Zeit sind an der allgemein verbreiteten Aufklärung und Toleranz gescheitert. Alle Stützen der alten Hierarchie sind nach und nach gebrochen. Der Papst ist seines größten Einflusses beraubt, die Kirche hat den größten Theil ihrer Güter verloren, die Bischöfe sind der weltlichen Macht unterworfen, die Möncherei, der Aberglaube, die Inquisition sind von der gebildeten Welt längst verurtheilt, sogar der Cölibat wird je mehr und mehr angegriffen. Der ganzen katholischen Welt steht eine zweite unblutige Reformation bevor, die früher oder später wahrscheinlich von Frankreich oder vom südlichen Deutschland ausgehen wird. — Bei den Protestanten ist der religiöse Fanatismus noch weit mehr erloschen. Selbst der Pietismus und Mysticismus dürfte, wenn er, wie zu erwarten ist, noch eine Rolle in der Weltgeschichte spielt, alsdann mehr eine politische

als religiöse Tendenz annehmen, und auch dann nur vorübergehend in Fanatismus ausarten. Eine Verbindung puritanischer und republicanischer Sectirerei, ausgehend von der armen Classe, von den Proletairs, wie der St. Simonianismus, wäre in der Folgezeit nicht unmöglich, allein auf die Dauer erträgt die Menschheit eine solche Anstrengung nicht, und religiöse und sittliche Strenge führen zuletzt immer wieder zur Rückkehr der Lebenslust. Somit bietet in religiöser Hinsicht die Zukunft zwei große Chancen dar, eine zweite Reformation der katholischen Kirche, und eine vorübergehende pietistisch-republicanische Sectenherrschaft. Die erste dürfte, je nachdem sie früher oder später eintritt, mehr oder weniger Widerstand im Süden finden; da aber diese Reformation nicht wie die erste auf eine wesentliche innere Glaubensänderung, sondern auf eine mehr äußerliche Umgestaltung der Kirchenverfassung ausgehen wird, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie mit Klugheit

und Vorbedacht so unblutig als möglich in einem günstigen Momente unternommen werden wird.

Die aufgeklärten Franzosen zeigen hierin schon jetzt viel Tact. Sie schonen den noch fanatisirbaren Süden; sie lassen die Ueberzeugung langsam reifen, sie warten bis die überreife Frucht gleichsam von selbst vom Baume fällt. Daß sie sich dabei von den eigentlichen Protestanten entfernt halten, um deren Ehrgeiz und Proselytenmacherei nicht mit ins Spiel zu bringen, und um nicht das Ansehen zu haben, als wollten sie, wenn sie reformirten, dem Katholicismus ganz entsagen, und nur den Protestantismus sammt seinen, nun auch schon veralteten Mängeln annehmen, ist doppelt klug von ihnen. — An eben diesem Umstande und an der unvertilgbaren guten Laune des menschlichen Geschlechts, die mit der wahren Freiheit nur immer fröhlicher gedeihen muß, wird auch die etwaige Schwärmerei künftiger Sectirer scheitern. Ich bin

innig überzeugt, daß auch im alten Europa geschehen wird, was in Nordamerica geschieht, daß nämlich allgemeine Toleranz und freie Religionsübung, bei gleichen bürgerlichen Rechten, jedem auf seine Weise die Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses gewähren werden. — Gibt es noch Leute, die an eine einige und allgemeine Kirche glauben, die einst alle Völker umfassen werde, so haben sie vielleicht Recht, sofern sie dieses Ideal in eine ferne Zukunft versetzen. So lange aber nicht neue Wunder geschehen, und die Menschen, selbst bei gleicher Geistesbildung doch durch Nationalität, Klima, Geschäft, Temperament und Seelenstimmung verschieden bleiben, dürfte auch wohl die schöne Mannichfaltigkeit religiöser Glaubensansichten und Culte sich nicht leicht uniformiren lassen.

Der nationelle Ehrgeiz hat nächst dem religiösen Fanatismus bisher in der Weltgeschichte die größten Schicksalswechsel herbeigeführt. Völkerkriege und Religionskriege neh=

men einen weit größern Raum in der Geschichte ein, als alles Andere, und selbst die Bürgerkriege sind ihnen untergeordnet. Leider können wir nun in Bezug auf den nationellen Fanatismus nicht dieselbe Hoffnung hegen, wie in Bezug auf den religiösen. Erscheint der religiöse ausgebrannt, so glüht der nationelle noch in voller Stärke. Immer allgemeiner verständigen sich die Menschen über den Grundsatz wechselseitiger religiöser Duldung; aber daß eine Nation der andern dieselbe Gerechtigkeit schuldig sey, wollen sie sich noch nicht überreden lassen. Unser sonst so weit vorgeschrittenes Zeitalter lebt hierin noch in tiefer Barbarei. Vor unsern Augen sehen wir unschuldige Völker schlachten, und andere in fremden Fesseln, und kaum wundern wir uns darüber, so sehr sind wir dessen gewohnt. Es ist daher vorauszusehen, daß auch in der Zukunft diese barbarische Mißhandlung einer Nation durch die andere noch lange fortdauern, daß nur

eine Nation mit der andern darin abwechseln wird, und daß vielleicht erst spät, wenn alle ihren Ehrgeiz gebüßt, jenes heilige Völkerrecht in Kraft treten wird, das jetzt der wahre Menschenfreund erst ahnet.

Daß Despoten, die in ihrem eigenen Lande unumschränkt herrschen, auch nach außen erobern und fremde Völker zu Sklaven machen, ist natürlich. Die Geschichte Englands und Frankreichs belehrt uns aber, daß auch freie Staaten in Bezug auf das Ausland dieselbe barbarische Moral haben. Insbesondere ist sich die auswärtige Politik Frankreichs unter allen Wechseln darin immer gleich geblieben. Der legitime Ludwig XIV, die Republik und der Usurpator Napoleon, sie alle haben erobert, und die Rechte der schwächern Nachbarn mit Füßen getreten.

Es gehört etwas viel politische Leichtgläubigkeit dazu, wenn man sich der Hoffnung hingeben wollte, daß die Nationen so bald aufhören werden, einander als Fremde und

Feinde zu behandeln. Weit näher liegt die Furcht vor neuen Störungen des Gleichgewichts, des Scheinfriedens und trügerischen Waffenstillstandes durch die Uebermacht dieser oder jener großen Nation.

Und welcher? Nach der Zerstörung der römischen Herrschaft herrschten die Deutschen von Europa's Herzen aus. Durch Feudalismus und Reformation zerrüttet, verloren sie Einheit und Ansehen, und eine Zeit lang kamen die extremen Nationen in Flor, die sich an Europa's Gränzen vertheilen, wie denn immer, jemehr die Mitte sich indifferenzirt, die Pole sich verstärken. Daher bekamen seit den Zeiten des Kaisers Max die Seestaaten ein auffallendes Uebergewicht über die Binnenstaaten. Nicht nur die Türkei, Spanien, England und Schweden, sondern auch Venedig, Portugal und Holland erlebten eine vorübergehende Periode des Glanzes und der Macht. Nachdem aber diese centrifugale Ausstrahlung der europäi-

schen Kraft ihr Aeußerstes erreicht hatte, begann sie die Rückkehr zur Mitte, und mit der französischen Revolution beginnt aufs neue das Uebergewicht der Binnenstaaten über die Seestaaten. Wie Italien in der Völkerwanderung, Deutschland in der Reformation sich desorganisirt hatten, so erschöpften sich jene neuen Seestaaten durch ihre unnatürliche Anspannung. Nacheinander versanken die Türkei, Venedig, Spanien, Portugal, Schweden und Holland in Unmacht, und selbst England erhielt sich auf seiner Höhe nur durch übertriebene Anstrengungen, in denen der Keim seiner künftigen Desorganisation enthalten ist. Da nun aber zur Zeit dieses Verfalls der Seestaaten Deutschland, Europa's Herz, noch nicht so weit sich wieder erholt und gesammelt hat, um den aufgegebenen ersten Rang wieder einzunehmen, so haben Frankreich und Rußland auf dem Continente das Uebergewicht erlangt. Sie wurden erst groß durch den doppelten Ver-

fall einerseits des großen Binnenstaats, andererseits der Seestaaten. Ihre Periode ist nun noch nicht abgelaufen, sie wird dauern bis zu der Zeit, in welcher Deutschland sich verjüngen wird.

Frankreich kann möglicherweise seine bisherigen Eroberungen noch eine geraume Zeit fortsetzen. Es kommt ihm dabei zu Statten: 1) seine physische Macht gegenüber von erschöpften oder in sich getheilten und uneinigen Nationen; 2) das Princip der Freiheit und Civilisation, das ihm auswärts viele Freunde macht; 3) seine Erinnerung, sein Ehrgeiz, sein abentheuerlicher Sinn. Wird es durch Angriffe der auswärtigen Autokratie zu Freiheitskämpfen begeistert, und siegt es, so eignet es sich unfehlbar das linke Rheinufer zu, und frägt nichts nach unserm gekränkten Nationalgefühle, mag es auch sein eigenes noch so heilig achten.

Rußland wird unter allen Umständen seine Eroberungen fortsetzen, denn auf der einmal

betretenen Bahn zur Universalmonarchie steht man nicht mehr stille. Gesetzt, es wird auch im Westen durch französische Siege und eine neue Wiederherstellung Polens, oder später vielleicht durch eine Verbindung Preußens und Oesterreichs aufgehalten, so wird es um so gewisser seine Waffen nach Osten tragen, und seine Eroberungen in der Türkei, Persien und den Tartarenländern fortsetzen.

Welcher von beiden Staaten, Frankreich und Rußland, das Uebergewicht behalten mag; oder ob beide sich (wie unter Napoleon und Alexander im Jahre 1809) in die Weltherrschaft theilen, immer wird Deutschland dabei verlieren; es wird neuer Provinzen beraubt, in sich zerrissener und vom Ausland abhängiger werden, bis die Mißhandlung von außen her vielleicht eine allgemeine Erhebung der Nation herbeiführt. In diesem Falle ist es möglich, daß Deutschland wieder sehr groß und mächtig wird, allein dann gehen auch wir vielleicht wieder zu weit, und kränken

die Rechte anderer Nationen. Ich bin zwar überzeugt, daß keine Nation in der Welt so empfänglich für Gerechtigkeit und so fähig ist, mit Großmuth das Völkerrecht einzuführen, und zu handhaben, als die deutsche, aber wann wird die Zeit kommen, da eine solche Moral die Leidenschaften überwindet?

Vom nationellen Ehrgeiz und den Eroberungen anderer Nationen ist nichts zu besorgen.

Die Spanier und Portugiesen, Italiener, Dänen, Schweden und Norweger liegen zu tief darnieder, als daß sie nicht mit sich selbst genug zu thun hätten. England ist vom Continente ausgeschlossen, und kann auf demselben nie dauernde Eroberungen machen. Selbst seine Seeherrschaft wird mehr und mehr durch seine eigenen ehemaligen Colonien paralysirt werden. Polen und Ungarn werden in der Mitte zwischen Deutschland und Rußland, wenn auch dereinst vielleicht emancipirt, doch den größern Nachbarn nicht

gefährlich seyn. In der Türkei endlich wird die Herrschaft der eingedrungenen Türken immer mehr der wachsenden Macht der alten Einwohner, Serben und Griechen, weichen müssen, und diese sind zu schwach, um den großen Nationen Europa's Gefahren zu bereiten. —

Das Bedürfniß der Centralisation wird im Innern der Staaten künftig noch eine eben so bedeutende Rolle spielen, wie der nationelle Ehrgeiz und die Eroberungslust nach außen. Es wird sich geltend machen: 1) in den zertheilten oder locker föderirten Ländern, also in Deutschland, Polen, Italien und Südamerica, vielleicht wenigstens in gewissem Maße auch noch in der Schweiz, und 2) unter allen Umständen, wo die Regierung eines Staates besonderer Energie bedarf, also in der Einführung der Dictatur oder in der Ausdehnung der königlichen Prärogative in Kriegszeiten, wie dieß in Frankreich der Fall war. Dann aber ist auch schwer=

lich das Extrem der Despotie zu vermeiden, sollte dasselbe auch nur vorübergehend seyn. Wir werden daher trotz aller Föderationen und Constitutionen, welche die Rechte der Einzelnen wahren, auch in der Zukunft, wie bisher, immer noch in kritischen Zeiten mächtige Gewalthaber auftreten sehen, und nichts ist vager, als der Traum der Demokraten, daß dereinst das Gesetz allein herrschen werde.

Jedoch ist kaum zu zweifeln, daß auch die Despotie je länger je weniger auf die Dauer möglich seyn wird. So nothwendig sie immer wieder eintritt, so bald große Krisen die Gewalt in die Hand eines vorragenden Geistes legen, so gewiß ist auch, daß sie mit jener Krise auch ihr Ende erreichen muß. Der Krieg schafft, der Friede stürzt die Tyrannei. Die Völker reifen immer mehr in der Erkenntniß und praktischen Handhabung ihrer Rechte, um eine dauernde Willkürherrschaft ertragen zu können, und wie sich diese abnützt, hat am klarsten Napoleon bewiesen.

Also wird es in Zeiten des Kampfes immer wieder Dictatoren geben, aber sie werden nicht dauern. —

Eben so wird die Demokratie, im Gegensatze gegen jene Centralgewalt, noch öfter ihre Rechte bis zum Extreme geltend machen. Ob aus religiösem Fanatismus, wie in der englischen Revolution, oder aus politischem, wie in der französischen, läßt sich im voraus nicht berechnen; indeß scheint es, als ob der Fanatismus, der zu neuen demokratischen Stürmen führen würde, ein ökonomischer seyn würde.

Der Pöbel haßt in neuester Zeit die Centralgewalt nicht mehr wegen Beschränkung der Religions- und bürgerlichen Freiheit, sondern wegen Nahrungslosigkeit, und jede künftige Demokratie dürfte nicht mehr die religiöse oder politische, sondern Gleichheit des Vermögens zu ihrem Wahlspruche machen.

Immer aber kann eine solche Desorganisation der Staatsgewalt und Zurückführung

der Gewalt auf die Urversammlungen, wodurch jede Demokratie sich charakterisirt, nur kurze Dauer haben, weil sie theils dem dringenden Bedürfnisse der Staatseinheit, theils dem natürlichen aristokratischen Hange der Menschen, und dem ewig unausrottbaren Unterschiede der Talente und Beschäftigungen, und des daraus folgenden Vermögensunterschiedes widerspricht. —

Am wenigsten vielleicht ist vom Provincialismus und von dem Kastengeiste der einzelnen Stände und Zünfte zu fürchten, weil diese Uebertreibungen in früherer Zeit nur zu nahe liegende Uebel herbeigeführt haben, und jetzt alles weit mehr zur Einheit und Gleichheit, als zur Zerspaltung und Ungleichheit tendirt. Die künstliche Ungleichheit der Stände und Corporationen löst sich mehr und mehr auf. Sie haben die eine Hälfte ihrer Privilegien an den Staat, die andere an die bürgerliche Gleichheit verloren. Die Regierungen gestatten weder der

Geistlichkeit, noch dem Adel, noch den Städten die Führung ihrer alten Waffen, und haben sie denselben an vielen Orten schon gänzlich entrissen. Auf der andern Seite macht der Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze, der gleichen Befähigung zu Staatsämtern, und der Gewerbefreiheit immer reißendere Fortschritte, und so nivelliren sich die Stände.

Der natürliche Unterschied der Provinzen dagegen ist bedeutender als der künstliche der Stände. Seit Jahrtausenden hat sich derselbe in Deutschland und Italien in seiner ganzen Schroffheit erhalten, und in Süd- und Nordamerica tritt er als das mächtigste Hinderniß der neuen Staaten-Entwicklung entgegen. Der Politiker stößt hier auf ein Naturgesetz, über das er nicht zu schnell aburtheilen darf. Indeß sind die Nachtheile der provinzionellen Isolirung allzu augenfällig, als daß nicht früher oder später überall das Bedürfniß einträte, die Interessen der

einzelnen Provinzen mit dem Interesse des ganzen Landes in Einklang zu bringen.

Diese Isolirung führt im Extreme zur feindseligen Abgränzung, zu Bürgerkrieg, Verrath an Fremde, endlich zum Untergange. Dieß sehen Deutsche und Italiener nach langer Erfahrung wohl ein, und wünschen Einheit, während die jungen americanischen Staaten, die vor äußern Feinden sicher sind, das Bedürfniß der Einheit auch weniger fühlen, und mehr zum Föderalismus neigen.

Die nächsten Jahrhunderte werden noch viele Kämpfe sehen, wobei es sich um diese entgegengesetzten Interessen handelt, und sie werden in der Regel in den Zwischenperioden zwischen allgemeinen Kriegen eintreten, da sie ihrer Natur nach nur bürgerliche Kämpfe sind. —

Die politische Aristokratie ist in allen Formen abgenutzt, mit einziger Ausnahme der aus dem Geldreichthum entspringenden Aristokratie, die jedoch immer nur zufällig

zugleich eine politische ist. Das aus dem Alterthum entlehnte Patriciat in städtischen Republiken, wie Venedig und Bern, hat sich überlebt, ist gleichsam mehr eines natürlichen als gewaltsamen Todes gestorben, und dürfte nie und nirgends wiederkehren. Die aus dem Mittelalter entlehnte Aristokratie der großen Landbesitzer, des Magnatenadels ist ebenfalls, wenn nicht überall zerstört, doch in den Hintergrund geschoben. In Polen hat sie den Ruin des Landes herbeigeführt, in Frankreich wurde sie durch die Revolution ausgerottet, in England hat sie sich längst mit dem demokratischen Princip verglichen, und in allen übrigen Ländern hat sie dem monarchischen sich unterwerfen müssen, ist der alte unabhängige Landadel entweder ein abhängiger Hof- und Beamten-Adel, oder aber von diesem an Ansehen übertroffen und zurückgesetzt worden, wie dieß letztere in Rußland der Fall ist.

Ueberall ist der Adel entweder auf eine

übermächtige Demokratie, oder auf eine übermächtige Monarchie gestoßen, und hat ihne weichen müssen. Es scheint ihm nun auch nichts weiter übrig zu bleiben, als vollends unterzugehn. Gesetzt, er versuchte irgendwo eine Reaction, so könnte dieselbe nur vorübergehend seyn, und würde zuletzt immer nur zum Vortheile der Demokratie ausschlagen. Gegen die letztere wehrt sich der Adel vergeblich, wie Frankreich und England hinlänglich beweisen; gegen die Monarchie dagegen kann in gewissen Fällen der Widerstand des Adels reüssiren, wenn nämlich die Monarchie entweder zur Despotie ausartet, oder sich der Fremden gegen die Einheimischen bedient, und der Adel in diesem Falle mit dem Volke vereinigt, die Freiheit und das Vaterland vertheidigt. Allein in diesem Falle würde der Adel nichts für sich, sondern alles nur für das Volk gewinnen. Wenn der polnische Adel in der letzten Revolution gesiegt hätte, würde er nur zu bald sein Ansehen mit dem

Volke haben theilen, und es endlich dem Volke ganz haben abtreten müssen. Wenn je in Rußland eine aristokratische und nationelle Reaction gegen den Hof und die Fremden erfolgt, so wird sie unmittelbar den Uebergang bilden zu einer Emancipation der Bauern. Der Adel kann nichts mehr durch sich allein, also auch nichts mehr für sich allein thun, sondern alles nur durch das Volk und für das Volk.

Anders verhält es sich mit dem Adel der Aemter und Titel. Um diesen bewirbt sich jetzt alles, dieser ersetzt jetzt mit Ordensbändern und Soldcumulus die Wappen und Ahnen, und er dürfte noch lange als Bestechungs- und Bezauberungsmittel der Menge den Machthabern dienen; allein indem die ganze Auszeichnung dieses Adels eben nur in der Livree des Despotismus besteht, ist er nichts weniger als aristokratisch, und hat keine politische Bedeutung für sich, sondern nur als Werk- und Spiel-Zeug des Despotismus.

Seine Schicksale werden daher auch immer an die des Despotismus geknüpft seyn. Jede Aufwallung des demokratischen Geistes gegen die Tyrannei, wird auch jene Puppen zerbrechen, wie dieß in der französischen Revolution geschah, und jeder neue Usurpator wird die glänzenden Spielsachen wieder einführen, und seine Sklaven wieder mit Gold bedecken, wie dieß unter Napoleon geschah. —

Die gelehrte Aristokratie hat zwar keinen großen Einfluß auf die Politik, aber doch auf die Cultur, und dadurch wenigstens mittelbar auch auf die Politik. Wir können uns nicht verbergen, daß in Europa, in Bezug auf geistige Cultur die Bevölkerung hin und wieder in eben so schroffe Gegensätze sich trennt, wie in Indien der Bramine sich vom Paria unterscheidet. Eine kleine wissenschaftlich und ästhetisch gebildete Minderzahl stellt eine geistige Aristokratie mit allen Vorzügen, aber auch mit allen Lastern der Aristokratie dar, während die größere Mehrzahl des unge-

bildeten Volkes unwissend, geschmacklos, roh, in geistiger Hinsicht noch weit mehr als in physischer, Pöbel ist. Ueberbildung, Dünkel und Verkehrtheit zeigen sich auf jener aristokratischen, thierischer Stumpfsinn, oder der crudeste Geschmack auf dieser plebejischen Seite.

Dieß ist aber ein Mißverhältniß, das wohl nicht immer dauern kann. Wir bemerken, daß die größten Ausschweifungen der Gelehrsamkeit und Kunst auch immer mit politischen Extremen zusammenhängen, während eine gemäßigte und allgemeine Freiheit allemal auch die Bildung nivellirt. Griechenland war am gebildetsten und hatte seine größten Schriftsteller und Künstler zu der Zeit, da es am freiesten war; eben so Rom, ja sogar die Glanzperioden der orientalischen Literatur und Kunst knüpften sich an die Regierungsjahre der bessern Fürsten an. — In Frankreich überließen sich die Geister unter Ludwig XIV und XV den größten aristokratischen, und in

der Revolution den größten demokratischen Ausschweifungen; dasselbe geschah in England, dieses unter Cromwell, jenes unter Karl II. Aber die Liederlichkeit und der Atheismus der vornehmen Geister, so wie die Schwärmereien und der Sectengeist der Anarchisten hörten auf, als die Freiheit sich consolidirte, und gegenwärtig herrscht in der englischen wie in der französischen Literatur ein anständiges Maaß, eine Vermeidung der Extreme, der Ueberbildung, des Unverständigen, des Rohen wie des Seichten, ein Streben geistreich zu seyn, aber populär, und populär zu seyn, aber geistreich. Daher wird durch diese Literatur die Bildung der höhern Classen den niedern zugänglich, und in dem Maaße weiter nach unten verbreitet, als diese Bildung nach oben nicht mehr den aristokratischen Capricen huldigt.

In Deutschland ist es noch nicht so weit gekommen. Hier steht die gelehrte Kaste noch immer der rohen Menge ziemlich schroff gegenüber,

über, und während die englischen und französischen Schriften fast jedem Engländer und Franzosen, der nur irgend lesen kann, verständlich sind, erscheinen jährlich in Deutschland noch immer eine Menge Bücher, deren minutiöser oder extravaganter Inhalt und deren affectirte Kunstsprache sie selbst den Gebildeten unzugänglich und nur für einen kleinen Kreis von Schulverwandten interessant macht. Auf der andern Seite schreiben wieder unsere Mode- und Pöbel-Schriftsteller Bücher, deren Gemeinheit und Seichtigkeit nur in Deutschland Glück machen kann, von dem kräftigen Geiste und reifern Urtheile der Engländer und Franzosen aber unfehlbar zurückgewiesen werden würde. Die philologischen und historischen Specialitäten, Citate und Noten, womit unsere deutschen Gelehrten die Literatur überschütten, die unsinnigen philosophischen und politischen Systeme, worin sie ihre Thatenlosigkeit, ihren Müßiggang, ihren Mangel an Erfahrung, ihre Phanta-

stereien aus Langerweile, ihre noch immer kindische Sentimentalität und ihre beim Mangel männlicher Würde weibische Eitelkeit zur Schau tragen, endlich unsere sogenannte Unterhaltungsliteratur, worin alle unsere Nationalkrankheiten in eine monströse Wassersucht übergehen; alle diese Erscheinungen sind nur Folgen unseres unnatürlichen politischen Zustandes, und werden früher oder später aufhören.

Unsere überbildeten Geister werden zur Natur, zur Vernunft und zum rechten Maaße der Dinge zurückkehren, und unser unnatürlich in Rohheit zurückgehaltenes oder mit Vorurtheilen vollgepfropftes, aber der wahren Bildung mehr als irgend ein anderes fähiges Volk wird sich herausbilden und je mehr und mehr geistig emancipiren. Die großen Talente der Nation werden früher oder später einmal zum Handeln berufen werden, und nicht immer zu einsamen gelehrten Beschäftigungen und öder Phantasterei verdammt blei=

ben, und das Volk wird sich nicht immer mit unbegreiflicher Geduld die Narrheiten und Schamlosigkeiten der Schriftsteller und der Bücher aufschwatzen lassen, wie bisher, sondern seinen Weisen wie seinen Spaßmachern Maaß und Schranken setzen. Es ist vorauszusehen, daß in den nächsten Jahrhunderten in Deutschland, wie überall, die gelehrte und Kunstaristokratie je mehr und mehr ihre Einseitigkeit, ihre Ausschließlichkeit, ihren Luxus, ihre Ausschweifungen, ihre Spielereien, ihre unvernünftigen Vorurtheile und schädlichen Lehren wird aufgeben müssen, und daß dagegen die unwissende und rohe, noch im Aberglauben und alter Barbarei, oder in neuen Lastern und verkehrten Begriffen versunkene Menge dem Lichte der Vernunft entgegenreifen wird, und daß demnach der Gelehrte und Künstler immer volksthümlicher, populärer, das Volk immer gebildeter und geschmackvoller werden wird. Kunst und Literatur, nicht mehr von der Hofgunst oder von einzelnen

Schulen und Secten abhängig, werden, im Geist und Leben der Nation wurzelnd, auch weit besser gedeihen. —

An die Geldaristokratie werden sich wahrscheinlich sehr wichtige Fragen der Zukunft knüpfen. Sie ist die allein mögliche, aber auch die unvermeidliche Aristokratie der Zukunft. Sie beruht nicht auf dem Glauben, wie der Geburtsadel, sondern auf der Wirklichkeit, und sie ist nicht von der Regierung abhängig, wie der Beamtenadel. Sie hat also zu allen Zeiten eine wirkliche, schnell und leicht zu handhabende Macht, und sie kann sich dieser Macht, trotz des Staats, ja gegen den Staat bedienen. Am wichtigsten aber ist der Umstand, daß man sie durch keinen Machtspruch, durch kein Gesetz, durch keinen 4 August vernichten kann, denn nichts ist elastischer, wie das Geld; kaum ist es hier weggeschoben, fließt es dort wieder zusammen. Dieselben bürgerlichen Garantien, welche die persönliche Freiheit, das Vermö-

gen, die freie Concurrenz der Gewerbe und des Handels sichern, sichern auch dem Talent und Glück die Mittel der Bereicherung. Gerade je freier eine Nation wird, um so mehr wird alles Vermögen beweglich, und durch seine Beweglichkeit dem raschen Wechsel der Ebbe und Fluth unterworfen. Nun erzeugt aber die Anhäufung des Vermögens auf einer Seite eine eben so große Armuth auf der andern, und dieser Gegensatz erscheint beim beweglichen Gut noch weit größer als beim unbeweglichen. Gehn auf einen Landaristokraten hundert Leibeigene, so gehn auf einen reichen Bankier oder Fabrikherrn 1000 Proletärs. Dieß läßt sich nicht verbergen, und daher dürfte dereinst eine Reaction gegen die Geldaristokratie eintreten, die noch weit furchtbarer seyn wird, als die frühere gegen die Landaristokratie, theils weil die Noth wirklich größer ist, theils weil es sich dabei nicht zugleich um politische Rechte, sondern um das Geld allein, nicht um eine Revo-

lution, sondern um Raub handelt. Aber auch ein Raub ist nichts Andres, als ein Wechsel der Besitzer. Die allzugroße Ungleichheit des Vermögens, der grelle Gegensatz von ungeheurem Reichthum und ungeheurer Armuth läßt sich nicht durch Raub und Wechsel der Besitzer aufheben; um die Quelle dieses Uebels zu verstopfen, bedarf es ganz andere Maßregeln. Eine solche haben zuerst die St. Simonianer entdeckt, und, wie ich schon in einem frühern Capitel bemerkte, scheint denselben in der Zukunft eine bedeutende Rolle vorbehalten zu seyn, sofern die Nothwendigkeit einer Ausgleichung des Vermögens und die Furcht vor Hunger die künftigen Jahrhunderte und Jahrtausende weit mehr beschäftigen werden, als die Ausgleichung der Rechte und die Furcht vor dem Despotismus.

Das wären nun Chancen genug für die Zukunft. Aber wird die Rechnung nicht trügen? Werden sich nicht unvorhergesehene

Wunder ereignen? Wird die nüchterne prosaische Wahrscheinlichkeits-Rechnung der Erfahrung, oder werden die poetischen Visionen der Apokalyptiker Recht behalten? Das werden wir bald sehen, denn der ehrwürdige Johann Albrecht Bengel sagt uns in seiner erklärten Offenbarung Johannis, daß die Katastrophe ganz nahe ist. Ihm zufolge wird schon im Jahre 1834 das Thier aus dem Abgrunde steigen, und grimmer als jemals wüthen, im Jahre 1836 aber wieder vertilgt werden, und für immer untergehn. Im Jahre 1836 wird seyn das Ende der vielen Könige, die Vollendung der Worte Gottes und seines Geheimnisses, der Untergang des Thiers, tausendjährige Gefangenschaft des Satans. Hierauf wird Satan noch auf eine kurze Frist losgelassen, und dann fangen die tausend Jahre an, in welchen die Heiligen regieren. Darin wird es, wie es scheint, sehr republicanisch und einfach zugehen. „Die Heiligen, sagt Bengel, werden auch im Glau-

ben, aber nicht im Schauen wandeln, sie werden Pilgrime, aber noch nicht einheimisch seyn. Die sämmtliche Gemeinde Christi wird bleiben wie zuvor. Es wird Bösewichter geben bis ans Ende der Welt. Aber das Gesetz wird regieren. Es wird noch Regenten und Obrigkeiten geben, aber sie werden mit ihren Unterthanen als mit Brüdern umgehen. Es wird bleiben der Ehestand, der Feldbau und andere rechtmäßige Arbeit, ohne dasjenige, was menschlicher Fürwitz, Pracht und Schwelgerei daneben eingeführt hat. Jedoch wird, fügt er schelmisch lächelnd hinzu, jedoch wird die Creatur noch nicht gar von der Eitelkeit befreit seyn, und es wird noch nicht der neue Himmel und die neue Erde seyn."

Ge

Meng

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Menzel, Wolfgang

Reise nach Oesterreich im Sommer 1831

Stuttgart u. Tübingen 1832

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 6415
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249098-2